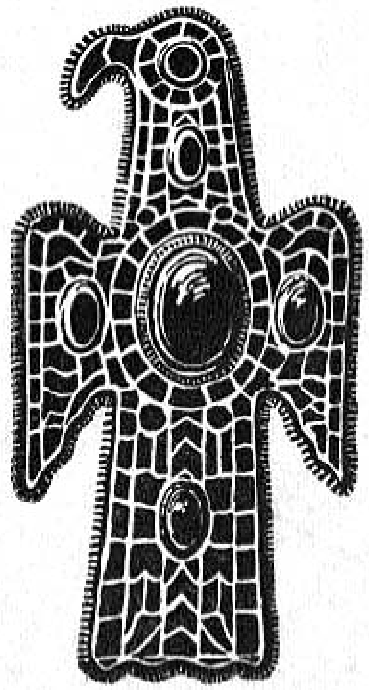
Druck von Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale)
Printed in Germany

LEONHARD FRANZ

Vorgeschichte und Zeitgeschehen



VERLAG VON CURT KABITZSCH · LEIPZIG



Vorgeschichte und Zeitgeschehen

Von

Prof. Dr. Leonhard Franz

1 9 3 8

Verlag von Curt Kabitzsch / Leipzig

Druck von Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale)

Vorwort

Die Vorgeschichtsforschung, der jüngste der geschichtlichen Forschungszweige, hat es nicht leicht gehabt, sich zu einer anerkannten und selbständigen Disziplin zu entwickeln. Dem inneren Ringen um Methode und Ziel, das keiner Wissenschaft erspart bleiben kann, gesellen sich zahllose Schwierigkeiten von außen her. Es ist nur ein Beispiel aus der Fülle, wenn ich erwähne, daß in bezug auf die Vorgeschichte Otto Piper in seinem Buch „Bedenken zur Vorgeschichtsforschung" 1913 geschrieben hat: „Es liegt hier der gewiß eigentümliche Fall vor, daß fast überall der Staat für unsere Unterrichtung in einer Wissenschaft sorgt, die gewissermaßen keine solche ist, da sie unter dem Scheine des Feststehenden im wesentlichen nur auf Vermutungen und unbeweislichen, wenn nicht offenbar unhaltbaren Behauptungen beruht." In den 25 Jahren, die seit Pipers Buch verstrichen sind, hat sich für die Vorgeschichtsforschung sehr vieles zum Besseren gewendet; das kommt rein äußerlich z. B. schon dadurch zum Ausdruck, daß in den meisten Staaten Europas die Vorgeschichte Lehrkanzeln an den Universitäten hat, also zu einer anerkannten Wissenschaft geworden ist. Aber trotzdem gibt es überall noch heute weite Kreise, die die Vorgeschichtswissenschaft als eine schrullenhafte, wertlose Beschäftigung mit alten Topfscherben ansehen, als eine Wissenschaft, die dem pulsierenden Leben nichts zu geben vermöge.

In der vorliegenden Schrift möchte ich dieser irrigen Meinung dadurch entgegentreten, daß ich an einigen Beispielen zeige, wie auch Weltanschauung, religiöser Glaube und Politik zur Vorgeschichte Beziehung finden. Nicht auf eine Kritik solcher Beziehungen kommt es mir hier an, sondern ich möchte aus einer historischen Überschau dartun, daß die Vorgeschichte keineswegs eine nutzlose, abseits vom Leben stehende Wissenschaft ist; der schlagendste Beweis in dieser Richtung scheint mir eben darin zu liegen, daß sie imstande ist, solche Beziehungen zu haben, gleichgültig, wie sich der Einzelne zu den in Frage kommenden weltanschaulichen, religiösen und politischen Strömungen stellen mag.

Leonhard Franz

Die fortschreitende Befreiung der Welt von feudalistischen Schranken hat u. a. zur Folge, daß in Kulturstaaten Bildung nicht mehr das Vorrecht bestimmter Klassen ist; jedem Bürger sind die staatlichen Elementarschulen zugänglich, daneben vergrößert eine Menge von höheren Lehranstalten und besonderen Fortbildungsschulen, von Kursen und öffentlichen Vorträgen aller Art die freie Bildungsmöglichkeit geradezu ins Unbeschränkte. Das ist nicht selbstverständlich, wofür allein schon die Tatsache Zeugnis ablegt, daß der Zustand der Gegenwart in dieser Beziehung erst nach jahrhundertelangem Ringen erreicht worden ist. Wissen ist Macht. Diese Erkenntnis ist in früheren Zeiten, teils bewußt, teils unbewußt, klassenmäßig ausgenützt worden, während heute jede vernünftige, weitschauende Staatsführung einsehen kann, daß die innere Kraft eines Staates von der Bildung der Gesamtheit seiner Bürger abhängt.

Bildung bedeutet aber nicht Sprachenkenntnisse, Literaturkenntnisse, Kenntnisse schlechthin, sondern bedeutet vor allem organisch aufgebaute Weltanschauung; in solcher sind die einzelnen Wissensgebiete nicht bloßer Zierat, sondern haben ihren innerlich begründeten Anteil. Erst eine allseitig abgerundete, in möglichster Tiefe verankerte Weltanschauung verleiht dem Menschen innere Kraft, Adel und Vollendung.

Weltanschauung, d. h. die Beziehung, in die der Mensch die einzelnen Erscheinungen des Lebens zueinander setzt, die begründete Wertung, die er ihnen für seine Lebensführung gibt, und der Sinn, den er seinem Leben zuweist, wird auch seine politische Einstellung bestimmen, Weltanschauung ist daher ein Begriff höherer Ordnung, hat aber nicht nur für philosophisches Denken Bedeutung, sondern ist die Grundlage des geistigen Lebens überhaupt.

Der Weg zur Bildung, so wie der Begriff hier verstanden sein will, führt durch die Wissenschaft. Nicht so, daß jeder Mensch, der nach Bildung strebt, ausübender Wissenschafter zu sein brauchte, wohl aber muß die Wissenschaft stets darauf bedacht sein, daß sie nicht nur die Aufgabe hat, durch Spezialforschung Erkenntnis zu vermehren und Einsicht zu vertiefen oder das Leben behaglicher zu gestalten, sondern daß ihr noch eine höhere Rolle zukommt, nämlich

die als Ausbauerin der Weltanschauung, wodurch sie sinnvolles, wertverwirklichendes Leben gestaltet. Jede Spezialwissenschaft, die es versäumt, ihre gesicherten Ergebnisse auch dem Nichtfachmanne verständlich und zur weltanschaulichen Verwertung zugänglich zu machen, ist ein verdorrender Ast am Baume des Lebens.

Zwei Gruppen von Spezialwissenschaften sind aber ganz besonders dazu berufen, formend in unsere Weltanschauung einzugreifen, die historischen und die naturkundlichen. Die ersteren deswegen, weil sie erkennen lassen, wie sich der Mensch zum Menschen verhalten kann und soll, die zweitgenannten, weil sie den Menschen seine Stellung im Kosmos verstehen lehren.

Von den Einzeldisziplinen innerhalb der Geschichtswissenschaft hat eine ihrer allerjüngsten noch nicht viel Zeit zur Besinnung auf solche höhere Aufgaben gefunden, nämlich die Vorgeschichtswissenschaft. Ihr geringes Lebensalter ist Schuld daran, sie ringt ja noch vielfach um feinere Methoden ihrer Forschung. Aber gerade dieser Wissenschaft wird es beschieden sein, in Zukunft eine viel größere Rolle als heute zu spielen. Menghin schrieb in seinem Büchlein „Geist und Blut" (Wien 1934): „Stärker als jede andere Disziplin ist die Urgeschichte in den Brennpunkt der geistigen Kämpfe unserer Zeit gerückt und dürfte es noch mehr werden. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß die allgemeine Urgeschichte, neben der Physik, sich zur führenden Wissenschaft der nächsten Generationen erheben wird."

Diese Erkenntnis ist verhältnismäßig jung, was u. a. daraus erhellt, daß Rudolf Virchow 1873 Berechtigung zu der Feststellung zu haben glaubte, daß die Vorgeschichte „kein Fach (d. h. selbständige Wissenschaft) ist und wahrscheinlich keines werden wird". Virchow war also der Meinung, etwas Höheres könne aus Vorgeschichte nicht gemacht werden.

Vergegenwärtigen wir uns, um den Fortschritt seit Virchows Zeiten zu erkennen, die Geschichte der Vorgeschichtsforschung. An ihrem Anfange steht in der Zeit des Humanismus ein planloses Sammeln gelegentlich entdeckter vorgeschichtlicher Altertümer. Sie wanderten in die Raritätenkabinette fürstlicher Sammler, später auch in die Sammlungen reicher Privatleute. Damals wurden Funde nur als Kuriositäten betrachtet und riefen üppiges Fabulieren hervor, dem auch Gelehrte nicht abhold waren, ja, die weit verbreitete Meinung, daß Tongefäße von selbst im Erdboden wüchsen, ist gerade

von Gelehrten erfunden worden. Selbst ein historisch interessierter Mann wie Konrad Celtis wußte Skelettfunden gegenüber nicht mehr zu sagen als Worte des Staunens über die Körpergröße vergangener Menschengeschlechter.

Als dem Boden immer mehr Altertümer entstiegen, ging man, weil die allgemeine Wissenschaftlichkeit eine höhere wurde — des Paracelsus Forderung „experimentum ac ratio" begann allmählich sich zu erfüllen — an ihnen nicht mehr mit albernen Märlein vorbei, sondern entschloß sich, ihnen mit anderen Fragen an den Leib zu rücken. So entstand im 18. Jahrhundert ein ausgedehntes Schrifttum über Funde, das zwar romantisch eingestellt ist, aber insofern einen riesigen Fortschritt gegenüber früheren Zeiten darstellt, als es in Funden nicht mehr bloße Kuriositäten, sondern geschichtliche und kulturhistorische Quellen sieht.

Ein kennzeichnendes Merkmal für die Beschäftigung dieser Zeit mit vorgeschichtlichen Altertümern ist die nationale Anteilnahme. Während man sich in der Kuriositätenperiode allesfalls den Kopf darüber zerbrach, ob alte Töpfe von selbst gewachsen oder von Zwergen verfertigt seien, interessierte sich die romantische Periode der Altertumskunde für die Frage, welcher Nationalität die Hersteller der betreffenden Altertümer angehört haben mögen. Die Methode, mit der man diese Frage zu lösen versuchte, ist heute überholt, die Antworten haben für uns nur mehr geschichtliches Interesse, aber daß man sie damals überhaupt schon erhob, ist kennzeichnend für die Stellung dieser Anfänge vorhistorischer Wissenschaft zum Leben: man wollte erfahren, wie weit lebendiges Volkstum zurückreicht.

Immer stärker wurde in der Folgezeit solches Streben, besonders deutlich läßt es sich in Ländern beobachten, die nicht von einer einzigen Nation bewohnt sind, z. B. in Böhmen.

Der „Vater" der böhmischen Vorgeschichtsforschung, Karl Josef Biener von Bienenberg (1731—1779), sah Slawen als die älteste Bevölkerung der Sudetenländer an. Biener war Deutscher und hat diese Vermutungen in aller Harmlosigkeit geäußert. Bei Dobrovsky (1753—1829), dem Begründer der Slawistik in Böhmen, der aber auch Realaltertümer in seine Betrachtung einbezog, ist das Hinneigen zum Slawentum nicht allein durch das Nachwirken Herderscher Gedanken, sondern blutsmäßig begründet, aber Dobrovsky leitete aus seinen wissenschaftlichen Ansichten keine nationalen Forderungen ab.

Erst auf dem Hintergrunde eines erstarkten Volksbewußtseins vermochten wissenschaftliche Theorien vom hohen Alter des Slawentums und seiner schon in alter Zeit weiten Verbreitung Widerhall zu gewinnen. Daher haben Versuche, wie der des Italieners Don Mauro Orbini (Il regno degli Slavi, Pesaro 1601), der unter Berufung auf den mährischen Historiker Dubravius auch die Schweden, Goten, Markomannen, Quaden usw. als Slawen erklärte — „i quali tutti furono una medesima natione Slava" — noch keinen nachhaltigen Erfolg gehabt.

J. L. Píč (1847—1911) war, nach Ansätzen bei J. E. Wocel, der erste in Böhmen, der die Vorgeschichtsforschung bewußt in den Dienst des nationalen Gedankens gestellt hat, und dafür war die Zeitlage damals schon eine weitaus günstigere. Píč erklärte die Lausitzische Kultur der Bronzezeit als slawische. Er fand damit im nationaltschechischen Lager freudige Zustimmung, denn damit schien das hohe Alter des Slawentums überall dort, wo die Lausitzische Kultur auftritt, gesichert. Die Tschechen haben später allerdings doch eingesehen, daß Píčs Theorien wissenschaftlich unhaltbar sind. So anerkennt in der Prager Zeitschrift Naše kniha 1930, S. 223 und 354, der tschechische Vorgeschichtsforscher Dr. J. Neustupný in einem Aufsatz „Die polnischen Verteidiger der slawischen Bodenständigkeit" (Polšti obránci slovanského autochtonismu), daß ein Nachweis vom bronzezeitlichen Alter des Slawentums in Mitteleuropa, wie ihn Píč angestrebt hat, zwar wichtig wäre, daß er aber für die Tschechen eine wissenschaftliche Angelegenheit sei, keine politische. „Leider müssen wir den Polen sagen", äußert Dr. Neustupný, „daß sie mit den bisherigen Kossinnaschen Methoden sich auf Abwegen befanden, was nicht nur der polnischen Wissenschaft zum Schaden gereicht, sondern auch der endlichen Lösung der Frage der nationalen Zugehörigkeit der Urnenfelderbevölkerung." Er betont, daß die Slawen nach der reinen Wahrheit forschen können, weil sie ihre Zukunft nicht auf der Vergangenheit aufbauen, weshalb sie die Widerlegung der Lausitzischen Slawentheorie, die überall bis auf Polen anerkannt ist, ruhiglassen kann.

Den Polen blieb es vorbehalten, über die rein wissenschaftliche Meinung vom bronzezeitlichen Alter des Slawentums hinaus den Schritt zu politischen Forderungen auf Grund von Ergebnissen der Vorgeschichtsforschung zu tun. Das angebliche Slawentum der Lausitzischen Kultur berechtigt sie ihrer Auffassung nach zu An-

sprüchen auf Gebiete der Lausitzischen Kultur, die außerhalb der polnischen Staatsgrenzen liegen; allerdings haben sie solche Ansprüche meines Wissens bisher nur auf reichsdeutsches Gebiet angemeldet, obwohl die Lausitzische Kultur auch in Gebieten zu finden ist, die heute anderen Staaten gehören.

In einer Menge von polnischen Kampfschriften kommt diese Tendenz klar zum Ausdruck. So begründet A. Benisz, Oberschlesiens Kampf um das Polentum (Kattowitz 1930), das ewige Recht Polens auf Oberschlesien u. a. damit, daß dort seit der Urzeit polnische Bevölkerung in geschlossener Masse gewohnt habe. Der Posener Historiker Wojciechowski hat die Grenze noch viel weiter gesteckt, er findet, rechtens dürfe man von dem Polen, der nach Westen reist, erst bei Frankfurt an der Oder, bei Breslau und an Bober und Queis das Vorzeigen des Passes verlangen, denn erst dort ende Polen.

Begreiflicherweise hat sich der Kampf darum, was auf Grund historischer Erkenntnis urpolnischer und daher noch heute dem Polentum zugehöriger Boden sei, nicht auf wissenschaftliche Kreise beschränkt, sondern auch, was der Wissenschaft nie zum Vorteil gereicht, auf die Tagespresse übergegriffen. So hat, um nur eines der vielen Beispiele herauszugreifen, eine polnische Zeitung in Oppeln (Nowiny Codzienne, 3. November 1932) gegen B. von Richthofen polemisiert, wobei sie, sei es mit Absicht oder nur zufällig, den Eindruck erweckt, als ob von deutscher Seite die Anwesenheit von Slawen in alter Zeit auf heute reichsdeutschem Gebiet überhaupt geleugnet würde. Das ist aber nicht der Fall, sondern die Frage ist, ob dort slawische oder nichtslawische Besiedlung die ältere ist.

Bis in die neueste Zeit herauf setzen sich die polnischen Tageszeitungen für die Hypothese vom geschlossenen Slawentum in Ostdeutschland schon in vorgeschichtlicher Zeit ein, wofür nur ein Kampfartikel des Anthropologen Prof. Stojanowski in Nr. 39 von Jahrgang 1937 des Kurjer Poznanski, Posens tonangebender nationaldemokratischer Zeitung, genannt sei.

Die Führenden unter den Kämpfern für diese polnische Sache sind Vorgeschichtsforscher, denn die Grundlagen des Streites sind ja vorgeschichtliche. Vor allem ist hier der Posener Universitätsprofessor J. Kostrzewski zu nennen. Ihm ist selbstverständlich weitaus mehr als den gewöhnlichen Zeitungsschreibern klar, daß es mit der Lausitzischen Slawentheorie allein nicht geht, denn Ostdeutschland und

Polen war doch später von germanischen Stämmen bewohnt. Funde aus den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt lassen sich nicht so im Handumdrehen zu slawischen stempeln wie Funde aus der Bronzezeit. Daher hilft sich Kostrzewski damit, daß er zwar die Anwesenheit germanischer Kriegerstämme in den polnischen Ländern einige Jahrhunderte nach Christus nicht in Abrede stellt, sie aber nur als zahlenmäßig schwache Herrenschicht auffaßt, die die einheimische slawische Ackerbaubevölkerung unterjocht habe. Dadurch rettet er die Kontinuität des Slawentums von der Lausitzischen Zeit bis ins Mittelalter, die sonst durch die germanische Besiedlung des Landes Unterbrechung erlitten hätte[1].

Es ist psychologisch verständlich, daß gegenüber der Theorie vom Slawentum der Lausitzischen Kultur manche reichsdeutschen Vorgeschichtsforscher behauptet haben, diese Kultur sei von Germanen getragen gewesen. Das ist aber ebenso unwahrscheinlich wie die Slawentheorie, ernsthafter Begründung erfreut sich nur die Annahme, daß hinter der Lausitzischen Kultur illyrische Völkerschaften stecken.

In der Tschechoslowakei ist der Kampf um die Lausitzische Kultur verstummt. Auch die früher oft anzutreffende Leugnung germanischer Besiedlung des Landes nach Christus ist leidenschaftloserer Betrachtung gewichen. Dafür hat sich der Schwerpunkt der tschechischen Zweifel ins frühe Mittelalter verschoben. Die Deutschen historischer Zeit werden nicht als Nachfahren der Germanen des Landes betrachtet, sondern als neue Einwanderer.

Eine Lösung des damit umrissenen bevölkerungsgeschichtlichen Problems ist bisher nur von historischer und sprachwissenschaftlicher Seite angegangen worden, wobei in deutscher Wissenschaft besonders stark durch Bretholz der unmittelbare Zusammenhang zwischen deutscher und germanischer Bevölkerung behauptet wurde, während andere Forscher, nicht nur tschechische, sondern auch deutsche, die Deutschen des Mittelalters in ihrer Gesamtheit als von außen her eingewandert betrachten. Die Archäologie hat bisher zu dieser Frage erst tastend Stellung genommen, was im Interesse der Wahrheitsfindung zu bedauern ist, denn da der für dieses Problem entscheidende

[1] Eine Zusammenstellung und Erörterung der einschlägigen polnischen Kampfliteratur hat B. von Richthofen, Die Völkergeschichte der Vorzeit Ostdeutschlands und seiner Nachbargebiete im ausländischen Licht (Historische Zeitschrift 154, 1936, S. 456—468), geboten.

Zeitabschnitt, das frühe Mittelalter, durch schriftliche Quellen keine hinreichende Aufhellung erfährt und auch die Sprachforschung nur einen lückenhaften Stoff zur Verfügung hat, bleibt das letzte Wort den Bodenfunden vorbehalten. Es will scheinen, als ob der archäologische Befund einen Mittelweg nahelegte, den nämlich, daß im frühen Mittelalter doch noch germanische Bevölkerungsreste in Böhmen vorhanden waren, aber keine so starken mehr, daß man gezwungen wäre, aus ihnen die deutsche Bevölkerung im späteren Mittelalter zur Gänze abzuleiten. Neuere sprachwissenschaftliche Beobachtungen weisen ebenfalls in diese Richtung, und daß auch Historiker sich damit vertraut machen, beweisen, Äußerungen von K. Lechner in seiner Abhandlung: Besiedelung und Volkstum der österreichischen Länder (in: Österreich, Erbe und Sendung im deutschen Raum, herausgegeben von Nadler und Srbik, Wien 1936); er schreibt dort: neuere Forschung habe trotz Widerspruch den Nachweis erbracht, daß sich in den Sudetenländern Reste germanischer Bevölkerung bis in die Zeit erhalten hatten, als die deutsche Zuwanderung von Süden und Westen erfolgte.

Der Beispiele, daß die Vorgeschichte in nationalen Bewegungen eine Rolle spielt, gibt es noch mehr, selbst in Ländern, die abseits vom großen Weltgetriebe liegen, so in Litauen. Dort war besonders seit 1880 eine lebhafte nationale Bewegung im Gang, deren Ziel die Befreiung des Litauertums von dem harten, jede nationale Regung als Staatsverrat grausam unterdrückenden russischen Joche war. Die führenden Männer der Bewegung waren sich darüber klar, daß der Erreichung dieses Zieles nicht nur äußere staatsrechtliche Hindernisse im Wege standen, sondern daß zu allererst das schon fast erloschene Nationalbewußtsein der breiten Massen zu neuem Leben erweckt werden müsse. Das suchte man u. a. durch kulturpolitische Mittel zu erreichen, indem man die Wissenschaft in den Dienst der völkischen Propaganda stellte. Dazu erbot sich vor allem die Geschichte als geeignetes Mittel. „Man ging von dem Gedanken aus, daß die Unwissenheit des Litauers über seine Geschichte, der Glaube, einem unbedeutenden Volke ohne Vergangenheit anzugehören, viel dazu beigetragen habe, daß das litauische Selbstbewußtsein erschüttert und damit die litauische Macht gebrochen worden sei". (J. Puzinas, Vorgeschichtsforschung und Nationalbewußtsein in Litauen, Kaunas 1935. Diesem Buche entnehme ich auch die anderen, Litauen betreffenden Angaben.)

Auch die Archäologie wurde propagandistisch verwertet. Bezeichnend dafür ist folgende kleine Skizze, die in der Tilsiter nationallitauischen Zeitschrift „Aušra" (Morgenröte) 1884 erschienen ist: „Auf einem Grabhügel hat sich Dante niedergelassen. Er fragt einen Bauer, der dort seiner Arbeit nachgeht: ‚Was für eine Sprache sprichst du, wie heißt das Land, das du da bestellst, was ist das für ein Hügel hier?' Der Bauer antwortet: ‚Hm, was ist's schon für eine Sprache, die ich spreche, es ist die Sprache des gewöhnlichen Volkes; die Gutsherren, die adligen Leute, die reden eine andere Sprache. Was ist's für ein Land, das ich bestelle? Des Gutsbesitzers Land ist es. Und was ist das für ein Hügel? Die alten Weiber sagen, die Riesen seien hier begraben, ich glaub's nicht, die Knochen, die man findet, sind keine Riesenknochen.' ‚Ja', spricht Dante, ‚es sind hier Riesen begraben, nicht Riesen des Körpers, aber Riesen des Geistes. Das sind Eure Ahnen, und Ihr geht über ihre Gräber hinweg und wißt nicht, daß hier Riesen Eures Geistes begraben sind! Steine liegen über den Gräbern, vielleicht hat man sie mit Absicht darüber gelegt, damit die Begrabenen im Schmerz über den Niedergang ihres Erbes nicht aufstehen können und nicht rufen können: Ihr da, Ihr seid nicht wert, unseren Namen zu tragen!'"

Die erwähnte Zeitung hat in der Vorrede ihrer ersten Ausgabe (1883) die Pflege der Erinnerung an die litauische Vergangenheit ausdrücklich als eine ihrer wichtigsten Aufgaben bezeichnet. „In jener Vorrede steht geschrieben, daß man nicht vergessen solle, die verschiedensten litauischen Altertümer und Überreste zu sammeln und zu beschreiben, aus denen man das Leben, die Art und die alte Religion der Vorfahren kennenlernen könne" (Puzinas, S. 65). Vor allem der Arzt Jonas Basanavičius betätigte sich in diesem Sinne. Er hatte durch einen Aufenthalt in Prag auch von der nationaltschechischen Bewegung unmittelbare Kenntnis. Einen in der erwähnten Zeitung 1884 veröffentlichten Aufsatz beschloß er mit den befeuernden Worten: „Wenn Litauen bis zum heutigen Tage lebendig geblieben ist, so verdanken wir das unseren ehrwürdigen Vorfahren und den uralten Burgbergen. Verehren wir unsere Burgberge, denken wir an die großen Taten unserer Vorfahren, die für die Freiheit unseres Vaterlandes und für die Erhaltung ihrer Muttersprache ihr Blut vergossen haben. Mögen die Taten unserer Vorfahren uns ein leuchtendes Beispiel sein." Ein Aufsatz in der „Aušra" 1885 forderte die Bevölkerung abermals auf, Altertümern mehr Beachtung zu schenken, es seien dies die wichtigsten Zeugen der litauischen Vergangenheit.

Es steht mit solcher Einstellung in folgerichtigem Zusammenhang, daß Basanavičius auch den Ursprung des litauischen Volkes ergründen wollte. Hierbei kam er allerdings auf Abwege, indem er Thraker, Trojaner, Lydier, Myser, Phryger u. a. als Vorfahren der Litauer ansah.

In umfassender und tiefer schürfender Weise konnten jedoch damals die Überreste aus der Vorzeit national nicht fruchtbar gemacht werden, weil die Forschung in Litauen noch unentwickelter als anderwärts war und zudem vielfach in den Händen von Russen und Polen lag, aber es ist doch wiederum bezeichnend für die Rolle, die der Vorgeschichte im nationalen Leben der Völker zukommen kann, daß man sie auch in Litauen bewußt in den Dienst der völkischen Bewegung gestellt hat.

In neuester Zeit hat man das in Litauen in ähnlichem Sinne wie in Polen getan, indem man z. B. die Behauptung verficht, Ostpreußen gehöre zur Urheimat der Litauer, denn die alten Preußen vor der Ordenszeit seien ein litauischer Stamm gewesen[1].

Auch dem Deutschen Reiche ist der Vorwurf gemacht worden, es erhebe mittels des Nachweises germanischer Kultur in anderen Staaten Gebietsansprüche, so J. Kostrzewski in einem in Communiqué Nr. 22 des Schlesischen Instituts in Kattowitz erschienenen Aufsatz (Jänner 1935). In einem im Februar 1937 in Berlin vor Auslandsdiplomaten und Vertretern der Auslandspresse gehaltenen Vortrag über das politische Bild Alteuropas ist der Führer des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte, Prof. H. Reinerth, auch auf diesen Vorwurf zu sprechen gekommen, und hat, wie ich Zeitungsnachrichten über diesen Vortrag entnehme, geäußert: „Wie Wotan und Thor für uns tot sind und die germanischen Werte in neuen Formen in uns leben, so kann selbstverständlich auch keine der alten Grenzen das Ziel einer Wiederholung sein".

Bei Völkern, die unter nationaler Bedrückung nie zu leiden hatten, sind Bestrebungen wie die erwähnten polnischen nie besonders stark in Erscheinung getreten. So wurde beispielsweise bei Franzosen, Engländern, Schweden die Vorgeschichte zwar gelegent-

[1] Die Belege können in dem S. 10 angeführten Aufsatz B. von Richthofens nachgelesen werden.

lich als Zeuge für den Glanz des betreffenden Volkstums bereits in altersgrauen Zeiten aufgerufen, aber im allgemeinen nicht in einer kämpferischen Weise. Ausnahmen findet man da nur in Grenzlandschaften, z. B. am Rhein, dessen alte germanischen Bewohner am linken Ufer die Franzosen gern zu Kelten stempeln möchten, oder in Südtirol. 1919 erschien in Berlin ein von Karl von Grabmayr herausgegebenes Buch „Südtirol, Land und Leute vom Brenner bis zur Salurner Klause“, in dem von verschiedenen Verfassern das Land geschildert und seine deutsche Art dargetan ist. Der damalige Statthalter in Trient, Credaro, hatte dieses Buch ins Italienische übersetzen lassen, allerdings unter dem tendenziösen Titel: La passione del Tirolo inanzi all' annessione. Ein gewisser Ettore Colomei, der in seiner Zeitschrift Archivio per l'Alto Adige schon vor dem Weltkriege das ganze deutsche Südtirol als seit Urzeiten italisches Gebiet erklärt hat, um damit den Anspruch des italienischen Staates auf das Land zu bekräftigen — eine Parallele zum polnischen Kampfe um Ostdeutschland —, fiel in einer Broschüre „Un libro di scienza?“ (Trient 1921) wütend über das erwähnte Werk her und machte erneut den Versuch, sein politisches Konzept auch von seiten der Vorgeschichte her zu stützen. Das deutsche Südtirol mußte seiner Meinung nach zu Italien fallen, weil es schon in vorgeschichtlicher Zeit von italischen Stämmen bewohnt gewesen ist, von den Etruskern und den Rätern (Venosten, Breonen, Genaunen, Isarkern). Das ist natürlich insofern ein Kniff, als man dann alle Illyrier italisch nennen könnte. Colomei ist das vielleicht nicht aufgefallen, weil er dann möglicherweise auch alle anderen Gebiete, die in der Vorzeit von Illyrern besiedelt gewesen sind, für Italien beansprucht hätte.

Wie man sieht, spielen in Nationalpolitik vor allem ethnische, auf vorgeschichtlichen Stoff zurückgehende Fragen eine Rolle. Das ist verständlich, denn es liegt zutiefst im Wesen des Menschen verankert, daß er von jenen natürlichen Kategorien, welche sein Leben gliedern, am zähesten an seinem Volkstum hängt, wozu es ihn schon triebhaft drängt, ohne tieferer Überlegung zu bedürfen. Daraus erklärt sich dann eine bestimmte menschliche Schwäche, nämlich die Überschätzung des eigenen Volkstums und die Unterschätzung fremden. Das tritt uns schon in früher Geschichte entgegen; allbekannt ist die Geringschätzung der Griechen und noch mehr der Römer für die „Barbaren“. In späteren Tagen hat man wenigstens versucht, solche Werturteile wissenschaftlich zu begründen.

Eine nationale Wissenschaft, d. h. das Bestreben, Herkunft, Wesen und Wirken eines Volkstums und einer Kultur historisch-kritisch und vorurteilslos zu erforschen, ist vollauf berechtigt. Daneben gibt es aber etwas, das man nationalistische Pseudowissenschaft nennen kann; sie ist dadurch gekennzeichnet, daß sie bewußt im Dienste eines nationalen Gedankens steht, dabei aber nicht vorurteilslos und mit kritisch einwandfreien Mitteln arbeitet. Ihre Wurzeln reichen letzten Endes bis in die Zeit des Humanismus zurück, ihren Höhepunkt hat sie aber erst später erreicht.

In das Kapitel nationalistischer Pseudowissenschaft gehört vielfach die Völkergeschichte, in der wir die verschiedensten nationalen Manien vorfinden können. Dabei muß allerdings betont werden, daß durchaus nicht alles, was uns heute als palethnologische Verirrung erscheint, von den Urhebern bewußt zu nationalistischen Zwecken geschrieben worden ist; sehr oft lagen politische Ziele außer dem Blickbereich der betreffenden Verfasser, sie haben harmlos und ehrlich gearbeitet, wobei sie natürlich über zeitgenössische Kenntnisse nicht sprunghaft hinausgelangen konnten. Man darf bei solchen Dingen die Lage der Wissenschaft der betreffenden Zeit nicht außer acht lassen, sonst käme man zu schiefen, ja geradezu ungerechten Urteilen.

Das gilt z. B. für die weit verbreitete Keltomanie[1]. Sie läßt sich schon im Mittelalter nachweisen, hat es zu voller Entwicklung aber erst in der Neuzeit gebracht, in der Form, daß man Kelten als die Urheber der europäischen Kultur überhaupt betrachtet hat, manchmal sogar als die der gesamten Menschheitskultur. Die Keltomanie hat einmal auch politische Färbung bekommen. Als die Bayern Napoleon unterstützten, brachte der bayerische Staatsarchivar Vinzenz von Pallhausen zur Begründung vor, daß Bayern und Franzosen zusammengehörten, da sie beide keltischer Abstammung seien, die Bayern von den Boiern her, die Franzosen von den Galliern!

[1] Ein paar Beispiele solcher keltomanischer Literatur sind: Pelloutier, Älteste Geschichte der Celten (Frankfurt a. M. 1777); La Tour-d'Auvergne-Corret, Origines Gauloises (3. Aufl. Hamburg 1801); V. von Pallhausen, Garibald, erster König Bojoariens (München 1810); Derselbe, Nachtrag zur Urgeschichte der Baiern (München 1815); Chr. Keferstein, Ansichten über die keltischen Altertümer, die Kelten überhaupt und besonders in Teutschland (3 Bde., Halle 1846—1851); Wilh. Obermüller, Deutsch-keltisches geschichtlich-geographisches Wörterbuch (Berlin 1872); N. Sparschuh, Kelten, Griechen, Germanen (München 1877); W. Hohenegger, Übersicht über die Völkerwanderungen in Westasien und Europa (Wien 1901).

Ähnlich gab es eine Slawomanie[1], die die Slawen als Kulturbringer der Menschheit erklärte, eine Phönikomanie[2], eine Germanomanie. Neuerdings gibt es in der Türkei Kreise, die die Auffassung vertreten, die Menschheit stamme von den Türken ab. Im Iraq reklamieren intellektuelle Araber sassanidische Altertümer als nationalarabisch!

Die meisten dieser Bemühungen rühren von Dilettanten her, die betreffenden Schriften sind nicht ernst zu nehmen; kein Unsinn schien groß genug, um ihm die Druckerschwärze zu verweigern, wofür auch die Bücher von Wendrin oder das Buch von D. Völter, Glozel und die Einwanderung von Semiten im heutigen französischen Departement Allier um 700 v. Chr. (Straßburg 1929) Beweis sind. Alle solchen Bemühungen sind aber andererseits auch Beweis, und darum erwähne ich sie hier, daß gerade die ethnische Seite der Altertumsforschung die Geister immer wieder anregt und erregt.

Man ersieht an den früher beigebrachten Beispielen, daß die Vorgeschichtsforschung nicht durchwegs sich in der Gelehrtenstube bewegt, sondern aus ihr hinaus in lebendigen Zusammenhang mit zeitgenössischen geistigen und politischen Strömungen zu treten vermag. Sie kann das in falscher oder richtiger Art tun, aber daß sie es überhaupt zu tun imstande ist, legt deutliches Zeugnis ab wider jene, welche die Vorgeschichtsforschung als durchweg abseitige, zum pulsierenden Leben der Zeit keine Beziehung findende Angelegenheit bagatellisieren möchten.

* * *

Am stärksten verflochten mit dem Zeitgeschehen ist die Vorgeschichtsforschung unserer Tage zweifellos in Deutschland. Ein Hauptmerkmal der gegenwärtigen reichsdeutschen Forschung ist ihre Einstellung auf den nordisch-germanischen Gedanken. Dieser hat sich nach langen Kämpfen durchgerungen. Schon zur Zeit des Humanismus, in der es freilich keine Vorgeschichte als Wissenschaft gab, regte sich Interesse für die älteste Vergangenheit des eigenen Volkes, das Bewußtsein volklicher Verbundenheit mit den alten Germanen begann zu erwachen. Im späten Humanismus ist schon ausgesprochen kulturhistorisches Interesse für die Germanenzeit zu verspüren. Die Zeit der Aufklärung entdeckte die Tatsache, daß die Geschichte des Volkes nicht erst mit ihren geschriebenen Quellen beginnt und daß man darum für die vor-schriftlichen Epochen andere Quellen zum Fließen bringen muß; als solche erkannte man Bodenfunde. Die deutsche Romantik rang sich zu dem Begriff eines „vaterländischen Altertums" durch. Nachdem schon im 18. Jahrhundert das Dreiperiodensystem geahnt worden war, wurde ihm in der ersten Hälfte des 19. durch die Deutschen Danneil und Lisch und den Dänen Thomsen Begründung gegeben. Das war die entscheidende geistige Leistung, die der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Bodenaltertümern eine methodische Grundlage verschaffte und nicht zuletzt damit hängt es zusammen, daß von da an solche Beschäftigung überall mit steigendem Eifer betrieben wurde.

Da meldeten sich aber auch schon Gegenstimmen. Nicht etwa nur solche wie Lindenschmit, Hostmann, Alsberg, die die Richtigkeit des Dreiperiodensystems bestritten, sondern die der Beschäftigung mit Bodenfunden jede Berechtigung überhaupt absprachen. Möglich, daß Hans Normann schon an Vorgeschichte dachte, als er in seinem Buche „Österreich, wie es ist" (Leipzig 1833, Bd. 2, S. 94) die wissenschaftliche Begabungslosigkeit des Historikers und Archäologen Arneth nicht besser kennzeichnen zu können glaubte als durch die Bemerkung, er habe „höchstens für Archäologie Sinn"; dieses „höchstens" ist bezeichnend für die Einschätzung, die man der Realienforschung in manchen Kreisen entgegenbrachte. Noch bezeichnender und eindeutig auf Vorgeschichte zu beziehen ist folgender Vorfall: Friedrich Ritschl (1806—1876), der einflußreichste Altphilolog des 19. Jahrhunderts, dem seit 1833 die von dem weitblickenden Büsching (1783—1829) geschaffene Breslauer Altertümersammlung überantwortet war, riet aus Anlaß der Meldung eines Grabfundes nicht nur ab, weitere Nachgrabungen anzustellen, er beklagte sich nicht nur über die Menge der in der Sammlung ohnehin schon vorhandenen Tongefäße, sondern schrieb auch: „Die aufgestellten Tongefäße (in den Museumsräumen), abgesehen von den magazinierten, bestehen selbst wieder in so endlosen Wiederholungen sehr wenig verschiedener

[1] Wieder nur einige Beispiele aus der Literatur: F. Moravičanský, Das slawische Altgermanien (Brünn 1882); M. Zunkovic, Die Slawen, ein Urvolk Europas (6. Aufl. 1911); J. Cipolovšek, Die basko-slavische Spracheinheit (Wien 1894); Forcher von Ainbach, Wer war die Urbevölkerung des Murbodens? (Graz 1906); K. Kramák, Die vorgeschichtlichen Slawen in Griechenland bzw. Frankreich und anderen Ländern und deren Untergang (B. Budweis 1928).

[2] Sven Nilsson, Skandinaviska Nordens urinvånare (2. Aufl. Stockholm 1862); J. Bonwick, Who are the Irish? (London 1880); L. A. Waddel, The Phoenician origin of Britons, Scots and Anglo-Saxons (London 1924).

Bildungen, sind so gänzlich von allem Kunstwert entblößt und haben sich nach einer Reihe von Jahren als so völlig unbrauchbar für die Gewinnung etwaiger historischer oder sonstiger wissenschaftlicher Resultate ergeben, daß es schon ein Jammer ist, anzusehen, wie so schöne Räume für keinen würdigeren Zweck verwandt worden sind."

Noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fand ein mährischer Forscher, B. Dudik, daß sich die Funde in ganz Europa „im wesentlichen nicht unterscheiden", auch für ihn waren Funde noch eine ziemlich gestaltlose Masse.

Wie anders hat da Leonhard David Hermann geurteilt, in dessen 1711 erschienenen „Maslographia oder Beschreibung des schlesischen Massel" zu lesen ist: „So ungleich nun die Urtheile über unsere heydnischen Vorfahren ergehen und man öfters hören muß, daß solche nur allein barbarische Sittenlose und grob unverständige Leute gewesen seyn, so bald wird man anders Sinnes, wenn ich ihnen zu deren Legitimation die schönsten und wohl gebildetsten Gefäße vor Augen halten . . . Man sehe ein Gefäß nach dem andern an, so viel derer sind, ist keines dem andern gleich: ist eines schöne, so ist das andere noch schöner."

Wahle weist in einem Aufsatz „Deutsche Vorgeschichtsforschung und klassische Altertumswissenschaft" (in der Zeitschrift „Deutsches Bildungswesen" 1934, Heft 10) mit Recht darauf hin, daß es der Zeit Ritschls eben doch noch nicht gelang, das ästhetische Werturteil zu beseitigen, das durch die Haltung der Fürstenhöfe und damit der führenden Gesellschaftsschicht bestimmt war.

Allein nicht nur die Zeit Ritschls hatte den Blick ausschließlich auf das ästhetisch Befriedigende bzw. auf das, was sie dafür hielt, gerichtet, sondern so war es in Deutschland noch viele Jahrzehnte und auch heute noch gibt es wenigstens in der klassischen Archäologie neben der rein antiquarischen Richtung, die ihre Aufgabe im Ordnen und Datieren sieht, und einer anderen, die unter Nachwirkung besonders von Kaiser Wilhelm II. geförderter Anschauungen die Brücke von Hellas zum Orient zu finden sich bemüht, eine dritte, die das Ästhetische in den Vordergrund stellt.

Die beiden letztgenannten Richtungen sind so alt wie die klassische Archäologie selbst. Sie bereiteten den Sieg des neuhumanistischen Bildungsideals vor, der 1834 in der Monopolstellung des Gymnasiums gipfelte. Die Regensburger Walhalla erhält die Form eines griechischen Tempels; die ersten großen deutschen Museumsbauten, die 1830 in München und Berlin der Öffentlichkeit übergeben werden, sind in klassizistischem Stile gehalten und dienen im wesentlichen der Aufstellung antiker Kunstdenkmäler.

„Die Frühblüte der vorgeschichtlichen Forschung dauert bis in die 1840er Jahre hinein. Sie ist in voller Entwicklung, wie 1829 in Rom das (zunächst internationale, später preußische und dann deutsche) Archäologische Institut gegründet wird. Dieses sieht sich vor die Aufgabe gestellt, den überreichen Denkmälervorrat des klassischen Südens zu bearbeiten; so bleibt die Erforschung der provinzialrömischen Welt auf Jahrzehnte hinaus außerhalb seiner Aufgaben, und dasselbe gilt auch von den vorgeschichtlichen Voraussetzungen der klassischen Antike, welche bis gegen den Ausgang des 19. Jahrhunderts unbeachtet in der Tiefe der Ruinenhügel schlummern."

„Man schreibt Mommsen den Ausspruch zu, die vorgeschichtliche Forschung sei ein Arbeitsgebiet für Landpastoren und pensionierte Offiziere; mag dieses Wort von ihm stammen oder nicht — jedenfalls kennzeichnet es die innere Einstellung, welche man um die Jahrhundertwende dem germanischen Altertum gegenüber einnimmt."

„Die vorgeschichtliche Forschung wird gleichsam unter dem Ausschluß der Öffentlichkeit betrieben. Sie ist ein Gebiet von vorwiegend privater Fürsorge, während die Aufwendungen des Staates für sie äußerst gering sind. Aus den Geschichtsvereinen, welche vielfach um ihren Bestand kämpfen, hat sich das Schwergewicht der Arbeit in die Anthropologischen Gesellschaften verlagert, für welche der vorgeschichtliche Mensch ein Problem der Abstammungslehre ist. Diesen um 1870 entstandenen Vereinigungen kommt das Verdienst zu, das Erbe der romantischen Vorgeschichtsforschung angetreten zu haben. Aber in der Art, wie sie ihre Aufgabe anfassen, macht sich das Zeitalter des Realismus nur allzu deutlich geltend. Waren für den romantischen Forscher die Funde in erster Linie Zeugnisse der germanischen Vergangenheit, so sind sie jetzt der Nachlaß einer bestimmten Kulturstufe, der Unterabteilungen von Stein-, Bronze- und Eisenzeit. Die persönliche Beziehung zwischen Gegenwart und Vergangenheit, die ehedem die Triebfeder der wissenschaftlichen Arbeit war, ist zugunsten der Herrschaft des nüchternen Verstandes zurückgestellt . . . Die Sammlungen vorgeschichtlicher Altertümer sind in dieser Zeit immer nur das Anhängsel der großen Museen, in denen

nach wie vor die „hohe Kunst“ herrscht . . . Die deutsche Bildungsschicht dieser Jahrzehnte kennt keinen Stolz auf eigene Geschichte. Das Deutsche Reich, das die lange Reihe seiner südländischen Ausgrabungen in den 1870er Jahren in Olympia eröffnet hat, beginnt 1892 die Erforschung des Limes; seine erste große Spatenforschung innerhalb der eigenen Grenzen ist der Erkenntnis des Höhepunktes antiker Machtausbreitung gewidmet! . . . Dagegen ist die Zweitausendjahrfeier der Schlacht im Teutoburger Walde 1909 die private Veranstaltung eines kleineren Kreises . . . Man versteht es hiernach, daß das deutsche Volk um die Jahrhundertwende von seiner vorgeschichtlichen Vergangenheit so gut wie nichts weiß, daß es sich mit der Vorstellung vom ‚Dunkel der Vergangenheit‘ begnügt oder das Problem allenfalls von der Abstammungs- und Rassenlehre her zu erörtern sucht. Dagegen wird ihm um diese Zeit das römische Altertum der Rhein- und Donaulande nahegebracht. Hier ist die provinzialrömische Forschung am Werk, die sich im Rahmen der Limesforschung eben mit dem Spaten vertraut macht. Felix Hettner, ihr Begründer, hatte zwar die Römerzeit als ein Stück der antiken wie der deutschen Geschichte aufgefaßt; er hatte streng darauf geachtet, daß der letztere Gesichtspunkt nicht gegenüber dem ersteren vernachlässigt werde und stand in reger Fühlung mit der vorgeschichtlichen Forschung. So deutlich er aber diese Leitlinien herausgearbeitet und das Antlitz der provinzialrömischen Archäologie noch um die Jahrhundertwende bestimmt hatte, so wenig wirkt er in der Folgezeit nach. Die 1902 gegründete Römisch-germanische Kommission, die ein Ableger des Deutschen Archäologischen Instituts ist und in Frankfurt a. M. ihren Sitz erhält, legt unter der Leitung von Vertretern lediglich der klassischen Altertumswissenschaft ihr Schwergewicht unverkennbar auf die antike Komponente. Jetzt beginnen in Trier angesichts der römischen Ruinen die Kurse, welche der Förderung des Gymnasialunterrichtes dienen sollen. Wir sehen somit die Machtmittel des Staates zugunsten der antiken Komponente unserer Geschichte eingesetzt.“

Soviel aus dem Aufsatz Wahles. Er läßt deutlich den Groll erkennen, der in den deutschen Vorgeschichtsforschern, besonders in denen nationaler Richtung, durch die unvölkischen Tendenzen und die unberechtigte Vorzugsstellung der klassischen Archäologie lebte. Bei den Vertretern der klassischen Altertumskunde ist allerdings nicht durchwegs ausgesprochene Feindseligkeit am Werke gewesen, eher Kurzsichtigkeit, hat doch Mommsen sogar auch die Erforschung des ihm sicherlich näherliegenden Problems, woher die Etrusker nach Italien eingewandert sind, lächerlich zu machen versucht durch die Bemerkung, sie erfolge „nach jenem Grundsatze der Archäologen, vorzugsweise nach dem zu forschen, was weder wißbar noch wissenswert ist“ (Röm. Gesch. I², 111, 1856). Man darf auch nicht vergessen, daß selbst die klassische Archäologie dem Spott Unverständiger nicht entgangen ist; das 1829 in Rom gegründete „Institut für archäologische Korrespondenz“, aus dem das heutige deutsche archäologische Reichsinstitut erwachsen ist, wurde, als seit 1828 durch die vasenreichen Gräberfunde in Etrurien die bemalten Gefäße stark in den Vordergrund des Interesses traten, hämisch „Istituto dei vasi“ und Vertreter der „science des pots cassés“ genannt, in völliger Verkennung der bedeutsamen wissenschaftlichen Aufschlüsse, die diese Denkmälergattung liefert.

Auch die römischen Altertümer der Rheinlande fanden selbst unter klassischen Archäologen nicht immer Schätzung; obwohl für Goethe „alle altertümlichen Reste“ der Rheinlande „von Götterstatuen bis zu Scherben und Ziegeln herab respectabel und belehrend“ waren, äußerten sich A. W. von Schlegel und F. G. Welcker in einem über die Bonner Sammlung abgegebenen Gutachten recht geringschätzig. Welcker gestand 1847, er sei für Provinzialaltertümer „durch die lange Gewohnheit der für sich besseren Altertümer“ im Süden verdorben. Diese Bemerkung ist auch wiederum kennzeichnend für die ausschließlich ästhetisch gerichtete Stellungnahme gegenüber Altertümern.

Mommsen und Virchow hätten freilich vorsichtigere Urteile über die Vorgeschichte abgeben sollen, weil sie sich hätten sagen müssen, daß auch Bodenfunde bescheideneren Aussehens als antike Bauruinen und Statuen unzweifelhaft Quellenwert besitzen können, selbst wenn die Methode, ihn wissenschaftlich nutzbar zu machen, noch nicht entwickelt war. Heute sind wir schon vorsichtiger; wenn in irgendeiner Wissenschaft sich eine Ahnung neuer Erkenntnisquellen zeigt, halten wir mit negativem Urteil zurück, weil wir hoffen, daß sich doch einmal die Möglichkeit ergeben wird, diese neuen Quellen auszuschöpfen. Insofern haben die genannten Männer Kurzsichtigkeit bewiesen. Aber so war eben das 19. Jahrhundert, das sich in die Überzeugung einlullte, dem Gipfel wissenschaftlicher Erkenntnis ohnehin schon nahe zu sein, und in dem noch ein Teil jenes, das Auf-

kommen neuer Erkenntnisse hemmenden Spezialistendünkels herrschte, der in früheren Jahrhunderten Bahnbrechern wie Vesalius, Giordano Bruno, Galilei, Francis Bacon, Swammerdam und Dutzenden anderen das Leben schwer machte und der über Justus Liebig, Robert Mayer, Semmelweis, Galvani, Fulton, Daguerre, Winzer bis zum Grafen Zeppelin am Werke war, „der Stolz des Fachmannes auf seinen geringen Besitz an Wahrheiten, der verletzt wird, wenn es jemand wagen will, diesen Bestand zu korrigieren" (Gumpert).

Doch welche auch immer die Gründe für die Geringschätzung vorgeschichtlicher Bodenfunde und der Beschäftigung mit ihnen gewesen sein mögen, sie waren vorhanden und schufen der klassischen Archäologie ein erdrückendes Übergewicht innerhalb der Altertumsforschung. So kam es, daß die klassische Archäologie in Deutschland ausgezeichnete Förderung an den Universitäten hatte, die Vorgeschichte aber vor 1933 nur mit einem einzigen Ordinariat bedacht war, in Marburg, und auch dieses war erst 1928 errichtet worden.

Widerstände gegen das Vernachlässigen der deutschen Vorzeit und gegen die Überschätzung des Südens und des Orients regten sich schon frühzeitig. Einer der Vorkämpfer völkischer Vorgeschichtsforschung war Friedrich Lisch. Er befaßte sich eingehend mit der Frage nach dem Volkstum vorgeschichtlicher Kulturen und schrieb 1844 mit Bezug auf die Bronzezeit, „daß die norddeutschen Altertümer aus dieser Zeit keineswegs hinter den altgriechischen und altitalischen zurückstehen, sondern dieselben an Reinheit der Form oft übertreffen". In ähnlichem Sinne beschäftigte sich sein Zeitgenosse Johann Friedrich Danneil, der 1837 bei der ersten Hauptversammlung des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte programmatisch sagte: „Lassen Sie uns das Flämmchen, das über den Gräbern unserer Altvordern noch matt herüberleuchtet, nicht weniger schätzen als das aus dem fernen Afrika." Schon 1828 hatte Karl Preusker auf die „unbestreitbare Wichtigkeit" des toten Gerätes aus der heidnischen Vorzeit für die vaterländische Geschichte nachdrücklich hingewiesen.

In den örtlichen Geschichts- und Altertumsvereinen lebte solche Gesinnung durchaus, vermochte aber nicht, sich weiterhin Gehör und Gefolgschaft zu sichern. Das gelang erst Gustaf Kossinna (1858 bis 1931). Diesem unermüdlichen Kämpfer ist es zuzurechnen, daß die deutsche Vorgeschichtsforschung mit der Unterschätzung der bodenständigen Kulturen zu brechen begann, daß sie sich von der Bevor-

mundung durch die klassische Archäologie befreite und sich von der Rolle eines Anhängsels zu Anthropologie und Ethnographie zu Selbständigkeit losgerissen hat. Ein äußerlicher Markstein dafür ist die Begründung der „Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte" durch Kossinna (1909), der Zeitschrift „Mannus" (1909) und der „Mannus-Bibliothek" (1910).

Durch die Gründung der genannten Gesellschaft war den Freunden deutscher Vorgeschichte ein Sammelpunkt gebildet und in den beiden Veröffentlichungsreihen konnten sie sich auch für weitere Kreise Gehör verschaffen. Den Schlußstein zu diesem organisatorischen Lebenswerk Kossinnas hat er nicht mehr erlebt, es ist die im Juni 1933 in Berlin erfolgte Erweiterung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zum Reichsbund für deutsche Vorgeschichte (Satzungen im Mannus 26, 1934, S. 172), als dessen Zweck seine Begründer den Zusammenschluß der zersplitterten Vorgeschichts- und Altertumsvereine im ganzen Reich, die Sammlung und einheitliche Ausrichtung aller reichsdeutschen Vorgeschichtsforscher und Vorgeschichtsfreunde betrachten.

Den Kampf um die äußere Selbständigkeit der deutschen Vorgeschichtsforschung und um ihre Anerkennung als eigene Wissenschaft begleitete ein inneres Ringen um Methode und Ziel. Wiederum muß hier der Name Kossinnas genannt werden. Seine wissenschaftliche Tätigkeit war von allem Anfang an auf die germanische Siedlungs-, Kultur- und Stammesgeschichte gerichtet. Sein Programm in dieser Beziehung läßt schon der Einleitungssatz zu seinem 1895 in Kassel bei der Anthropologenversammlung gehaltenen Vortrag über „Die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland" (gedruckt 1896 in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin) erkennen, in dem er seine Absicht kundgab, „die vaterländische Archäologie mit der Geschichte in Verbindung zu bringen und den . . . reichen Funden aus heimischem Boden gleichsam ihre Subjektlosigkeit zu nehmen". Diesem Programm ist er zeitlebens treu geblieben und er hat seine Arbeitskraft ausschließlich in den Dienst der germanischen Vorgeschichte gestellt. „Nichts wären wir heute von dem, was wir sind, hätten wir nicht die große Erbschaft von unseren Vorvätern zu eigen", ist ein Satz Kossinnas; er zeigt Richtung und Ziel seiner Arbeit: auf wissenschaftlicher Grundlage gewonnene Einsicht in Werden, Wesen und Wirken der Germanen und der Indogermanen. Da keine anderen Quellen in solche Zeit zurückführen,

in der die Beantwortung dieser Frage gesucht werden muß, als vorgeschichtliche, und da Kossinna die Vorgeschichtsforschung für die Bedürfnisse des deutschen Volkes betrieben haben wollte, konnte er seinem literarischen Hauptwerke den Titel geben: Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Besonders nach dem Weltkriege war die Anziehungskraft, die Kossinnas Gedankengänge und Arbeitsziele ausübten, eine sehr große. So wuchs die Zahl der Gleichgesinnten und es wurde eine wissenschaftliche Bewegung daraus.

Kossinna ist seine auch in der Wissenschaft in tätige Erscheinung tretende nationale Einstellung oft zum Vorwurf gemacht worden. Man übersieht dabei gern, daß auch in anderen Ländern Vorgeschichte national betrieben worden ist; das gilt z. B. für Schweden, wo Montelius seine Wissenschaft durchaus volksbewußt aufgefaßt hat. Vor allem aber wurde Kossinnas Richtung, zu Unrecht, vielfach in einen Topf geworfen mit dem Treiben gänzlich unwissenschaftlicher Schwarmgeister, die unter nationalem Deckmantel den größten Unsinn in Wort und Schrift verbreiteten, Leute wie Guido von List, Wendrin u. a.

Der Weg der deutschen Vorgeschichtsforschung zum nordischen Gedanken, d. h. zur richtigen, unvoreingenommenen Einschätzung der kulturellen Bedeutung des Nordens, ist nicht ausschließlich durch Kossinna gegangen und der Kampf der nordischen Richtung gilt nicht nur der Überschätzung der antiken Kultur und ihre Einflusses auf die germanische, sondern auch jener historischen Auffassung, die durch das Schlagwort „ex oriente lux" bezeichnet ist.

Die Meinung, daß alle Kultur der Erde im Orient ihren historischen Ausgangspunkt hat, findet in der Bibel Stütze und kommt schon in altem Schrifttum zum Ausdruck; als einige Historiker die Goten aus Schweden herleiten wollten, donnerte ihnen Christoph Hartknoch, Alt- und Neues Preußen (Frankfurt 1684) zu, es sei doch „außer allem Zweifel, daß bald nach der Zerstreuung der Völker beim babylonischen Turm sich die Völker aus dem Orient in unsere Länder und nicht aus unseren Ländern in den Orient gezogen" hätten. Derartige Anschauungen waren so fest verwurzelt, daß Sven Nilsson die nordische Bronzezeit aus phönikischer Vermittlung entstanden sein ließ. Selbst Sophus Müller konnte sich von dieser Denkweise nicht ganz losreißen, so daß auch er die nordische Bronzezeit als fremden Ursprungs bezeichnete. Erst Montelius entschied den angestammten nordischen Charakter der umstrittenen Bronzezeit.

War damit für eine wichtige Denkmälergruppe und für einen ganzen Zeitabschnitt die Theorie fremden Ursprungs erledigt, so zeigte ein anderer Schwede, Oskar Almgren, ausgehend von der Untersuchung der Fibeln, daß die Germanen zur Zeit der römischen Kaiser ein bodenständiges Kunstgewerbe in Metall hatten und daß fast alle germanischen Fibelformen nicht einmal der Anregung nach römisch sein können, sondern auf einheimische vorrömische Typen zurückgehen.

„Der Kampf um die Bronzezeit und der Nachweis des heimischen Charakters des germanischen Kunsthandwerks zur Römerzeit sind Ereignisse, die aus dem Kampf um den nordischen Gedanken in der Vorgeschichte als besonders wichtige Etappen hervortreten. Auf unendlich vielen kleineren Gebieten wurden im Laufe der verflossenen Jahrzehnte zahlreiche Entdeckungen gemacht, die sich schlecht oder gar nicht mit älteren Vorstellungen vereinen ließen. Es war wie ein ständiges Hämmern und Klopfen an einem Koloß auf tönernen Füßen, dessen Unterlagen an manchen Stellen schon stark zertrümmert waren, an anderen jedoch noch zu halten schienen. Durch die Zusammenarbeit vieler Forscher in mannigfachen Sonderuntersuchungen wurde bald in emsiger Kleinarbeit, bald in wuchtigen Stößen ein völliger Umschwung in der Geisteshaltung herbeigeführt. Wenn das ex oriente lux in so vielen Fällen versagte, so durfte man schließlich die Frage stellen, ob es nicht überhaupt ein Truggebilde sei. Der erste, der folgerichtig die Unabhängigkeit Nord- und Mitteleuropas vom Süden behauptete, war der aus Deutschland gebürtige, aber in Frankreich ansässige klassische Archäologe S. Reinach. Ihm standen zur Seite der Österreicher K. Penka, in Deutschland Ludwig Wilser und einige andere Forscher, vor allem aber der Wiener Matthäus Much, der ein Buch über die Trugspiegelung des Südens im vorgeschichtlichen Europa verfaßte. Diese Forscher arbeiteten zum Teil auch mit den Ergebnissen der Sprachwissenschaft . . . Der Forscher, der dann wie kein anderer alle Argumente bezüglich der Eigenbedeutung des Nordens und seiner Kultur zu einem System zusammenfaßte, war Gustaf Kossinna" (Schwantes, Der nordische Gedanke in der Vorgeschichte, Schleswig-holsteinische Hochschulblätter 11, 1935, Nr. 3/4).

Kossinnas organisatorisches Werk wird von Hans Reinerth, dem jetzigen Professor für Vorgeschichte an der Berliner Universität und Führer des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte, fortgesetzt. Er

hat im Juni 1932 in Heft 27 der Nationalsozialistischen Monatshefte für den äußeren Ausbau der Vorgeschichtsforschung im neuen Deutschland folgende Punkte als dringendste Aufgaben bezeichnet:

1. Einführung der Vorgeschichte in die Schulen.
2. Begründung von Lehrstühlen und Instituten für Vorgeschichte an Universitäten und technischen Hochschulen.
3. Schaffung eines Reichsinstituts für deutsche Vorgeschichte als Zentralstelle vorgeschichtlicher Forschung.
4. Ausbau der Landesämter für Bodendenkmalpflege und der Provinzial- und Landesmuseen; erweiterte Fortführung der archäologischen Landesaufnahme.
5. Förderung der Heimatmuseen.
6. Ausbau des gesetzlichen Denkmalschutzes.
7. Erweiterte Heranziehung von Presse, Film und Funk für die Belange der deutschen Vorgeschichte.
8. Einstellung des Arbeitsdienstes zur Durchführung planmäßiger Ausgrabungen in den wichtigsten vorgeschichtlichen Kulturstätten Deutschlands.
9. Engere wissenschaftliche Zusammenarbeit mit den nordischen Ländern auf dem Gebiete der Vorgeschichte.

Dieses Programm beinhaltet u. a. einen völligen Bruch mit der von Ranke aufgestellten Forderung, die Geschichtsschreibung habe nur festzustellen, „wie es eigentlich gewesen", denn es verlangt eindeutig nicht nur rein forschende, sondern auch nationalpädagogische Mission der Vorgeschichtswissenschaft. Das entspricht durchaus der Rolle, die der Vorgeschichtsforschung vom Nationalsozialismus zugewiesen ist[1]. Dieser betont zum Unterschied von anderen Richtungen den kulturbestimmenden und ethischen Wert der Rasse. Es ist aber unmöglich, das Problem, ob Rasse überhaupt ein zulässiger Begriff ist, die Frage der Entstehung der Rassen, ihrer Wanderung über die Erde und ihres kulturschöpferischen Wertes nur durch die somatische Anthropologie zu lösen, denn Rasse ist nicht nur Körper, sondern noch viel mehr Geist. Geist aber drückt sich in Kultur aus. Kultur als Wesensausdruck der Rassen kann natürlich nur von einer Kulturwissenschaft erforscht werden, mithin fällt für die älteste Rassengeschichte der Vorgeschichte ein gewichtiges Wort zu. Aber

[1] Vgl. B. von Richthofen, Die Vor- und Frühgeschichtsforschung im neuen Deutschland (Berlin 1937).

auch Einzelfragen der Anthropologie bedürfen in dem Augenblick vorgeschichtlicher Mitarbeit, in dem sie sich in weit zurückliegende Zeiträume bewegen, und das wird sich bei dem Bestreben nach historischer Fundierung sehr häufig als nötig erweisen. So läßt sich die Natur und die Wertigkeit rassischer Merkmale vielfach nur dann ermitteln, wenn die Ursprungsfrage der Rassen geklärt ist. Das wiederum ist nur durch die Vorgeschichte möglich, weil meist nur sie die Datierung von Skelettmaterial ermöglicht, denn die Datierung durch körperliche Merkmale allein ist eine höchst unsichere und die geologische häufig ebenso. Aber auch die Zusammenhänge älterer Rasseerscheinungen sind lediglich durch die materiell-kulturellen Begleitumstände, die der Vorgeschichter zu deuten hat, erkennbar.

So geht in der Tat der moderne Anthropolog überaus häufig in vorgeschichtliches Gebiet und unter Beihilfe der Vorgeschichte zurück. Die gegenwärtigen Forschungsrichtungen in bezug auf die nordische Rasse beispielsweise sind ohne Urgeschichte nicht denkbar, Paudlers Theorie, daß sich die nordische Rasse hauptsächlich aus zwei Komponenten zusammensetze, der Dal- und Eu-Rasse, wie er sie nennt, wäre halb unterbaut, wenn sie von ihrem Urheber lediglich anthropologisch begründet worden wäre, erst das Hinzufügen archäologischer Erwägungen (durch Paudler, Menghin, Schwantes u. a.) hat ihr einige Wahrscheinlichkeit gegeben (bis zur Gewißheit sind die Akten allerdings trotzdem noch nicht abgeschlossen). Oder, um noch ein Beispiel dafür zu bringen, daß Anthropologie ohne Vorgeschichte auf Sand baute, sei auf das Problem des angeblichen Zurückgehens der nordischen Rasse in Süddeutschland verwiesen. Diese angebliche Entnordung wird von deutschen Forschern unter der Führung von Eugen Fischer als Peristase auf Grund von Umweltfaktoren erklärt. Daß aus Langköpfigkeit eine Art Rundköpfigkeit entstehen kann, wurde von Fischer durch das Tierexperiment nachgewiesen. Will man jedoch feststellen, ob das auch für den Menschen zutrifft, dann braucht man lange Beobachtungsreihen[1], und diese müssen in vorgeschichtliche Zeit zurückführen. Auf diese Weise hat

[1] Welche Wichtigkeit unter Umständen das Überblicken möglichst langer Zeiträume hat, geht eindringlich aus der Polemik Cuviers gegen Lamarck hervor. Cuvier hatte gegen den letzteren für die Konstanz der Arten ins Treffen geführt, daß sich Katzen- und Ibismumien der alten Ägypter nicht von den heute lebenden Tieren unterscheiden. Das wäre ein unwiderlegbares Argument gewesen, wenn nicht Ausgrabungen fossiler Tiere gezeigt hätten, daß entsprechend lange Zeiträume wirklich Artänderung mit sich bringen, daß also Cuvier einer Pseudostabilität aufgesessen war.

Saller für die bayerische Ostmark gezeigt, daß der Prozentsatz der Langschädel in der Germanenzeit der größte ist, beiderseits von dieser Zeit kleiner.

Sowohl in Teilproblemen als auch in solchen allgemeiner Art kann also die historische Anthropologie der Vorgeschichte nicht entraten. Da die Rassenkunde im Nationalsozialismus eine entscheidende Rolle spielt, trifft das dadurch mittelbar auch für die Vorgeschichte zu. Aber auch unmittelbar ist die Vorgeschichte für den Nationalsozialismus von Bedeutung, denn er hat ihr die Aufgabe gestellt, das Werden der indogermanischen und später der germanischen Kultur nach äußeren Formen und besiedlungsgeschichtlichen Schicksalen sowie die inneren Werte zu ermitteln, ferner den Anteil, der am Aufbau der menschlichen Kultur den Indogermanen und den Germanen zukommt. An sich ist das keine Fragestellung, die erst der Nationalsozialismus ersonnen hat, sondern sie findet sich schon früher, aber sie wird nunmehr dringlichst gestellt, wobei es besonders kennzeichnend ist, daß die nationalsozialistische Wissenschaft solchen Fragen nicht allein zum Zwecke rein wissenschaftlicher Erkenntnis nachzugehen hat, sondern um auf deren Grundlage dem lebendigen Volkstum arteigene Werte zu ermitteln und bei dem durch den Nationalsozialismus in Angriff genommenen Neubau der deutschen Kultur alte Äste am Baume des Deutschtums zu frischem Grünen zu bringen.

Die nationalsozialistische Vorgeschichtsforschung hat sich aber auch Fragen gestellt, die rein wissenschaftlich genommen, ein Bruch mit alten Anschauungen sind, so trachtet sie, gefolgt von der Rassenforschung, die Süd- und die Orientforschung auf neuen Grundlagen aufzubauen.

Der Nationalsozialismus hat das Kampf- und Propagandamittel, das sich ihm in Gestalt der Vorgeschichte darbot, aufgegriffen, sie ist heute mit Rassenkunde und Vererbungslehre die vornehmste der „Weltanschauungswissenschaften" und hat ihre Vertretung im Reichsamt für Vorgeschichte der Partei, das Alfred Rosenberg untersteht. Letzterer hat wiederholt die Bedeutung der Vorgeschichte für den Nationalsozialismus betont. So äußerte er sich 1935 auf der Tagung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte in Bremen laut Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit 1935, S. 186, folgendermaßen: „Die deutsche Vorgeschichte zieht nun mit ihren Forschungen die letzten Schlüsse. Sie entdeckt, daß die Urbilder späterer Entwicklung im altheimatlichen Europa wurzeln und sieht diese Urbilder von

nordischen Völkerschaften hinausgetragen in die südöstliche Welt, wo aus ihnen Weltanschauung, Staatsform und griechische Tempel entstehen. Die heutige vorgeschichtliche Forschung hat den viel mißbrauchten Namen Europa erst zur inneren Geltung gebracht und wenn wir uns heute mit Stolz Europäer nennen, so geschieht das aus einem viel tieferen Bewußtsein heraus als dies früher uferlose Weltbürger getan haben. Europa war einmal der Ausgangspunkt der großen Kulturen der Welt. Europa ist der Träger aller wirklich großen Forschungen und Entdeckungen der Weltgeschichte gewesen und ist uns heute ein Begriff einer weiteren Heimat, die das Schicksal aller umschließt. Diese Stärkung der Einheit des europäischen Lebens ist mit ein entscheidender Beitrag, den die nationalsozialistische Bewegung für den Wiederaufbau eines weltanschaulich zerrissenen und in sozialen Krisen bebenden Kontinents leistet. Das Bewußtsein europäischer Ursprünge und das Erkennen des alten und doch neuen Sinns der Weltgeschichte hat uns jene innere Auslese ermöglicht, die heute innerlich sicher und selbstbewußt vieles, was auf uns aus Syrien und Babylon gekommen ist, als fremd empfindet, als fremd auszuscheiden begonnen hat und für immer als fremd bezeichnen wird. Zugleich hat das Erkennen der großen Verehrung der griechischen Antike in der deutschen Geschichte uns gezeigt, wie der Instinkt trotz anderer Lehren nie eingeschlafen war, so daß wir die Liebe des Deutschen zu all dem, was mit dem Namen Parthenon verknüpft ist, heute als eine Äußerung dieser Seelen- und Leibesverwandtschaft erkennen. Die Vor- und Frühgeschichte trat nicht nur ergänzend der Geschichtsforschung zur Seite, sondern sie hat, und das ist ihr größtes Verdienst, dieser vielfach noch tastenden Geschichtsforschung die über alle literarischen Dokumente emporragenden Urkunden der Erde geschenkt. Deswegen ist die Erforschung der grauen Vorzeit Europas zugleich eine junge lebenspendende Wissenschaft und alle Mühe peinlichster Exaktheit wird belohnt durch die Einführung dieser Arbeit in das Weben einer großen Wiedergeburt. So schließt sich die deutsche Vor- und Frühgeschichtsforschung an die großen Entdeckungen vergangener Jahrhunderte und ihr zu dienen heißt feste Grundlagen für die Ausbildung nationalsozialistischer Weltanschauung zu legen[1]."

[1] In ähnlichem Sinne hat sich 1934 auf dem Nürnberger Parteitag der bayerische Kultusminister Schemm geäußert, s. Altschlesische Blätter 1934, S. 93, und ebenso ist von vielen anderen Parteiseiten oft und oft die Wichtigkeit der Vorgeschichte betont worden.

Auch ohne solche parteiamtliche Äußerungen ließe schon die Prägung des Ausdrucks „Weltanschauungswissenschaft" erkennen, was der Nationalsozialismus von den so gewerteten Wissenschaften erwartet: nicht das Erarbeiten toten Wissensstoffes, sondern lebendige Eingliederung in seine Weltanschauung, deren einer Grundpfeiler das eigene Volkstum ist. Es war daher durchaus nationalsozialistisch gehandelt, daß 1934 die Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle in Landesanstalt für Volkheitskunde umbenannt wurde, wobei Volkheitskunde die Kunde vom Wesen des (deutschen) Volkes bezeichnet.

Die deutsche Vorgeschichte hat auch ihrerseits die Möglichkeiten, die der Nationalsozialismus ihr eröffnet, nicht übersehen und so entfaltet sie gegenwärtig überall in Deutschland eine Rührigkeit, die ihresgleichen nicht findet. Da es dem Nationalsozialismus nicht allein darum zu tun ist, seine Ideenwelt wissenschaftlich zu begründen, sondern das gesamte Leben in Deutschland auch propagandistisch zu erfassen, begnügt sich folgerichtig die deutsche Wissenschaft nicht nur mit Forschung, sondern sie betreibt Popularisierung ihrer Ergebnisse in größtem Ausmaße. Das entspringt der Forderung des Nationalsozialismus, in jedem Deutschen die Überzeugung von dem arteigenen Charakter der Kultur seiner Vorfahren und von der Höhe von deren Kultur zu erwecken. Verbreitung der gesicherten Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung liegt aber, und das gilt nicht nur für Deutschland, auch im eigenen Interesse der Forschung, weil sie sich dadurch neue Freunde und Helfer erwerben kann. In der Tat hat sich heute das volkstümliche Vorgeschichtsschrifttum überall stark vermehrt, besonders stark in Deutschland und dort hauptsächlich das auf die Germanen bezügliche. Dabei ist in Deutschland der Leitgedanke durchweg der, Kulturhöhe und kulturelle Selbständigkeit der Germanen aufzuzeigen.

Dem Streben nach Popularisierung entspricht es auch, daß man gegenwärtig viel mehr als früher auf das Entwerfen von lebendigen Anschauungsbildern hinarbeitet. Dem Laien sagen ja die einzelnen Fundgegenstände meist herzlich wenig, sie sind Einzelteile aus einem Organismus, von dem er ohne Hilfe keine Anschauung bekommt. Schon früher hat es im wissenschaftlichen Schrifttum Rekonstruktionszeichnungen gegeben, z. B. von Baulichkeiten oder von Trachten, aber im allgemeinen hat man von diesem Hilfsmittel sehr wenig Gebrauch gemacht. Als nach dem Weltkriege Vorgeschichte auch in die mittleren und niederen Schulen eindrang und im Unterricht

Heimatkunde und Anschaulichkeit als leitende Grundsätze aufgestellt wurden, ergab sich erhöhte Notwendigkeit, vorgeschichtliche Anschauungsbilder zu schaffen, aber nicht so trockene, wie sie die lange vor dem Kriege von M. Much und von verschiedenen Forschern in Deutschland entworfenen Tafeln sind; auf diesen sind nur, nach Hauptperioden geordnet und durch knappsten Text erläutert, Typen zu sehen. Auch freie künstlerische Darstellungen vorgeschichtlichen Geschehens taugen nicht, sondern moderner Auffassung entsprechen Bilder, die die Altsachenformen im Rahmen vorgeschichtlichen Lebens zeigen; solche Tafeln hat z. B. der Verlag Wachsmuth in Leipzig herausgebracht: R. Moschkau, Handwerk und Handel der Bronzezeit (1933), wo eine Metallgießerei in vollem Betrieb dargestellt ist, oder, vom selben Verfasser, eine germanische Leichenverbrennung um Christi Geburt. Eine Reihe von Lebensbildern aus der Vor- und Frühgeschichte des deutschen Ostens umfaßt die von Ernst Petersen im Verlag Kabitzsch herausgegebene Mappe „Wie unsere Vorväter lebten". Einzelbilder und Bilderreihen, die unter Leitung von Fachleuten der Vorgeschichte vom Maler Wilhelm Petersen hergestellt worden sind, erscheinen im Verlag Wachsmuth und im Pestalozzi-Fröbel-Verlag in Leipzig. In ihnen vereint sich Bemühen um wissenschaftliche Zuverlässigkeit und lehrhafte Anschaulichkeit mit künstlerisch befriedigender Ausführung.

Zu den Mitteln, vorgeschichtliche Kenntnisse in weitere Kreise zu tragen, gehören auch Bilderbücher. Eines der bekanntesten Tafelwerke ist M. Muchs Prähistorischer Atlas (Wien 1899), dem manches Bilderwerk gefolgt ist, z. B. La Baume, Urgeschichte der Ostgermanen (Danzig 1934), C. Schuchhardt, Die Vor- und Frühgeschichte Deutschlands (München 1936), um nur zwei der jüngsten Bilderbücher zu nennen. Während aber alle diese Ausgaben mit nackter, durch Texterläuterung nur wenig verlebendigter Wiedergabe von Funden und Bodendenkmälern arbeiten, neigt man heute vielfach dazu, neben Funde auch Rekonstruktionen zu setzen. Die beste Leistung auf diesem Gebiete trotz Fehlern in archäologischen Einzelheiten liegt in Lechlers Buch: 5000 Jahre Deutschland (Verlag Kabitzsch, 1936, 2. Aufl. 1937) vor, das großes Geschick, um nicht zu sagen Raffinement, in der Auswahl der Bilder zeigt. Auch dieses Buch soll in erster Reihe durch die Bilder wirken, der erläuternde Text ist verhältnismäßig kurz gehalten und kommt dadurch der Neigung unserer hastigen Zeit, dem Verstand Eindrücke rasch und durch das Auge zuzuführen, ent-

gegen. In Lechlers Buch wechseln in bunter Folge Abbildungen von Funden mit Bildern von Modellen und mit gezeichneten Wiederherstellungsbildern, wobei die geistige Kultur ebenso wie die materielle und die Zeit vom Neolithikum an berücksichtigt ist. Die Wiederherstellungsbilder sind oft neuartig. So ist ein Photo der Außenpalisade der Wasserburg Buchau gezeigt; dieses Photo ist zeichnerisch weitergeführt und die Zeichnung gibt die Rekonstruktion der Palisade samt den dahinter befindlichen Hütten. Auf diese geschickte Weise hat der Beschauer auf einen Blick Ausgrabungsbild und Wiederherstellung vor sich. Ferner führt das Buch durch seine Bilder das Weiterleben so mancher vorgeschichtlicher Bräuche und vorgeschichtlicher Technologie bis weit herauf in historische Zeit vor. Das Buch ist nicht aufdringlich national und nicht engstirnig national gehalten — es sind z. B. auch orientalische Dinge abgebildet —, es nimmt aber doch überall auf das nationale Moment Bedacht, in dem Sinne, daß die Bodenständigkeit und die hohe Entwicklung der indogermanischen und der germanischen Kultur herausgearbeitet ist, wobei psychologisches Verständnis für propagandistische Wirkung manche Bilderreihen in die neueste Zeit Deutschlands ausmünden läßt, so wenn im Abschnitt „Germanische Hochöfen" die Bilderreihe von einer Wiederherstellung einer vorgeschichtlichen Schmelzanlage über frühneuzeitliche Schmelzhütten zu einer modernen Hochofenanlage bei Krupp läuft und so die Kontinuität des Schaffens dartut, oder wenn im Abschnitt „Seefahrt" als Abschluß der Bilder das Panzerschiff „Deutschland" vorgeführt ist, mit der Beischrift „1000 Jahre nach den Wikingern. Der Wikingergeist unserer Flotte ist derselbe geblieben".

Lechlers Buch ist, wenn man das nationale Moment beiseite läßt, ein Programm auch für die Vorgeschichtsforschung überhaupt, ohne Ansehen von staatlicher Zugehörigkeit und weltanschaulicher Einstellung, und es drückt nach dieser Richtung in Bildern die gleiche Forderung aus, die ich in Worten (in meiner Schrift: Über Wege und Ziele der Vorgeschichtsforschung, Prag 1935) folgendermaßen umrissen habe: „Das Gesamtziel der Vorgeschichtsforschung ist ein zweifaches. Wir wollen über jeden Zweig vorgeschichtlichen Lebens derartige Kenntnisse gewinnen, daß wir jedes gewünschte Lebensbild in möglichster Vollständigkeit zeichnen können. Dann aber wollen wir erkennen, wie aus Vergangenem Gegenwärtiges geworden ist, was von Vergangenem noch zeitgemäß ist, d. h. in unserer Zeit noch wirkend, und wir wollen imstande sein, aus dem, was an Vergangenem noch wertvoll ist, fruchtbare Keime für eine gesunde, artgemäße Weiterentwicklung in der Zukunft zu ziehen." Jedes gewünschte Lebensbild in möglichster Vollständigkeit zeichnen zu können, damit meine ich natürlich zu allerletzt bildmäßige Darstellung eines vorgeschichtlichen Dorfes oder einer Totenfeier, sondern die auf Grund sorgfältigster und bis ins Einzelne gehender wissenschaftlicher Untersuchung erarbeitete Möglichkeit, jede Seite und jede Phase vorgeschichtlichen Lebens zu erkennen. Eine allseitige **Lebenskunde** ist das letzte Ziel unserer Forschung. Eine solche hat über Altsachenformen und deren Entwicklung sowie über ihre technische Seite ebenso Auskunft zu geben, wie über besiedlungs- und stammesgeschichtliche Fragen, über Formen, Werden, Wesen und Wert der Kunst, der Religion, der Wirtschaft, der sozialen Erscheinungen, über deren Zusammenhang untereinander und dies nicht nur nach der zeitlichen und der formalen Seite hin, sondern ebenso nach den inneren Beziehungen. Das alles bedeutet, daß der Wert der zuverlässigen Berichterstattung und der reinen Tatsachenforschung nicht geleugnet werden soll, denn sie sind und bleiben die Grundlage für jegliches Weiterarbeiten, daß es darüber hinaus aber noch höhere Ziele gibt, die in der zünftigen Wissenschaft allerdings erst von den allerwenigsten erkannt, von noch weniger angestrebt werden. Die Vorgeschichtsforschung wird aber an ihrem eigenen Material und an ihrer Langweiligkeit ersticken, wenn sie trockene Formenlehre und tote Systematik nicht durch eine Lehre von den kulturellen Lebensvorgängen ergänzt und aus ihrer gegenwärtigen Enge in die Weite einer wissenschaftlich fundierten Lebenskunde führt. Erst dann wird sie noch einem anderen Ziele zustreben können, nämlich der Lösung des Sinn- und Wertproblemes, erst dann also wird sie auch Kulturphilosophie betreiben können. Schon Tylor hat in seinen „Anfängen der Kultur" (S. 25 der deutschen Übersetzung 1873) „die Umrisse einer Philosophie der Urgeschichte aufdämmern" gesehen, damals etwas früh, heute aber nicht mehr verfrüht. Daß der Boden für solche Saat, mindestens was eine Lebenskunde betrifft, allmählich aufnahmebereit zu werden beginnt, dafür scheint mir Lechlers Buch ein Vorzeichen zu sein. „Dieses Buch sucht hinter dem toten Fund den lebendigen Menschen", heißt es in Lechlers Vorwort. Auch andere Anzeichen in dieser Richtung gibt es schon; wenn sie auch noch nichts mit höheren wissenschaftlichen Zielen zu tun haben, bestätigen sie doch mindestens ein

Streben nach lebendiger Anschaulichkeit. Ich bringe, um nicht zu sehr abzuschweifen, nur ein Beispiel in Gestalt folgenden Entwicklungsganges.

Die Kleidungsstücke, die uns die dänischen Eichensarggräber der frühen Bronzezeit bewahrt haben, hat man in älterem Schrifttum gezeichneten Menschen angezogen, z. B. Sophus Müller, Nordische Altertumskunde I, 1897, Abb. 104 und 131. Dann hat man plastische Puppen geschaffen; solche stehen z. B. in den Museen Berlin, Halle, Mainz und sind oft abgebildet. Auch außerhalb Deutschlands hat man solche Figuren geschaffen, vgl. z. B. eine finnische bei Tallgren, Geschichte der antiquarischen Forschung in Finnland (Eurasia Septentrionalis Antiqua X, 1936, Abb. 24). Schließlich hat man richtig gefühlt, daß auch das noch zu tot wirkt und man hat lebendige Menschen in solche Tracht gekleidet. Wenn sich ein so bekleideter Mensch selbstverständlich nicht auf die Dauer in einem Museum zur Schau stellen läßt, kann man ihn doch photographisch festhalten und selbst eine solche Photographie wirkt eindrucksvoller als in der Wirklichkeit eine plastische Museumspuppe; man sehe sich nur die Photos bei H. Kühn, Die vorgeschichtliche Kunst Deutschlands (Berlin 1935), Abb. 288 und 289, an, die ein hübsches junges Mädchen und einen jungen Mann in der Kleidung der Bronzezeit zeigen, oder bei W. Radig, Sachsens Vorzeit (Leipzig 1936), Abb. 110, oder Broholm-Hald, Danske Bronzealders Draegter (Kopenhagen 1935), Abb. 97 und 98.

Der Gedanke, durch entsprechende Kostümierung lebender Menschen eine unmittelbare Anschauung von der Wirkung alter Trachten zu erzielen, ist nicht neu, er kommt schon längst bei historischen Festzügen zur Anwendung. Aber für vorgeschichtliche Zwecke ist er früher nicht nutzbar gemacht worden, denn wenn einmal jemand bei einem Maskenfest als Steinzeitmensch oder als Germane aufgetreten ist, zählt das ja nicht mit. Ich besitze eine Photographie großen Ausmaßes, die vor einem gemalten Hintergrunde mit Seepfahlbauten eine Anzahl germanisch kostümierter Männer und Frauen und einen gefesselten Römer zeigt. Auf dem Bilde ist Matthäus Much zu erkennen. Ich konnte den Ursprung des Bildes nicht ermitteln, möchte aber doch glauben, daß es sich um eine Gruppe bei einem Künstlerfeste handelt. Jedenfalls ist mir aus der Zeit vor dem Weltkriege kein sicherer Fall bekannt, daß man durch vor- oder frühgeschichtliche Kostümierung ernsthafte Anschauungsziele angestrebt hätte. Das ist

meines Wissens zum ersten Male in Eger versucht worden. Die Egerländer Vorgeschichtsfreunde, die sich im „Verein zur Erwerbung und Erhaltung des Urnenfeldes bei Sirmitz" zusammengeschlossen haben, haben anläßlich des Sudetendeutschen Sängerfestes in Eger im September 1931 vorgeschichtliche Gruppen gezeigt. Auf einem Wagen war eine bronzezeitliche Hütte aufgebaut, vor ihr stand ein Mann mit einem Schwerte, eine Spinnerin, eine Frau an einem Webstuhle, Jäger, Holzhacker. Eine zweite Gruppe führte eine Töpferin bei der Arbeit und einen Fischer mit seinen Geräten vor, als dritte Gruppe kam ein Mann hinter einem von zwei Rindern gezogenen Hakenpflug, gefolgt von Schnitterinnen. Das Ganze wirkte gut; wenn die Aufmachung auch nicht in allem typologisch richtig sein konnte, war sie doch frei von Kitsch und hat den angestrebten Zweck, Interesse für die heimische Vorzeit zu wecken, erfüllt.

In großem Stile sind solche Vorführungen in Deutschland unternommen worden. So wurde 1933 im Berliner Grunewaldstadion bei einer Sonnwendfeier ein riesiger Germanenumzug veranstaltet, bei dem 500 Germanen zu Fuß und zu Pferd in drei Hauptgruppen auftraten; die eine stellte die Germanen der Kaiser- und Völkerwanderungszeit dar, die zweite die der Bronzezeit, die dritte scharte sich um den Deibjaerg-Wagen (vgl. den Bericht im Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit 1933, S. 178). In dieses Kapitel gehört auch die naturgroße, seetüchtige Nachbildung eines Wikingerschiffes auf der unteren Weser (die einen Vorgänger in der Nachbildung des Gokstad-Schiffes hat, welche sogar den Atlantik überquert hat). Ferner werden heute in steigendem Maße naturgroße Nachbildungen vorgeschichtlicher Wohnbauten erstellt. Ältere Beispiele dafür sind der an Stelle eines vorgeschichtlichen Pfahlbaues errichtete bei Kammerl am Attersee (abgebildet in meinem Buche: Vorgeschichtliches Leben in den Alpen, Wien 1929, Taf. 10) oder die Hütten im Deutschen Museum München. Bei Unteruhldingen am Bodensee erheben sich, gleichfalls an der Stelle eines vorgeschichtlichen Pfahlbaues, wiedererstellte Pfahlbauten der Stein- und Bronzezeit. 1936 wurde in Lübeck ein vorgeschichtliches Freilichtmuseum aufgebaut, ebenso in Orlinghausen im Teutoburger Walde, in beiden Fällen mit Inneneinrichtung.

Der Wille des nationalsozialistischen Deutschland, seiner Vorgeschichtswissenschaft zu vertiefter Einsicht und zu Verbreitung ihrer

Erkenntnisse zu verhelfen, findet seine Spiegelung u. a. in einem gesteigerten Kaufabsatz vorgeschichtlichen Schrifttums; so liegt von Kossinnas Deutscher Vorgeschichte heute bereits die 7. Auflage vor, für ein Buch vorgeschichtlichen Inhaltes eine bisher nicht überbotene Auflagenhöhe. Deutlich tritt das Interesse weiterer Kreise an der Vorgeschichte auch in denkmalpflegerischer Mitarbeit in Erscheinung. So hat sich nach dem im Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit 1935, S. 52, abgedruckten Tätigkeitsberichte des staatlichen Vertrauensmannes für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer in Niederschlesien die Zahl der nach Breslau eingelangten Fundmeldungen von 528 im Jahre 1926 auf 1720 im Jahre 1934 vermehrt. Auch die Teilnehmerzahl bei den seit 1925 veranstalteten schlesischen Lehrgängen für Vorgeschichte hat eine gewaltige Steigerung erfahren; nach der genannten Quelle sind 1925 nicht 100 Teilnehmer zu zählen gewesen, 1934 dagegen 2000. Daß diese Verhältnisse nicht auf Schlesien beschränkt sind, zeigen die von W. Gaerte in der Zeitschrift Alt-Preußen I, 1935, S. 104, für Königsberg bekanntgegebenen Zahlen: 124 Fundmeldungen 1931, 737 dagegen 1934; Besucherzahl des Königsberger Museums 11133 im Jahre 1931, 32863 im Jahre 1934. Auch die Zahl der vorgeschichtlichen Schulungskurse ist im ganzen Reiche in Zunahme und sie werden nicht nur von Museen und vorgeschichtlichen Vereinigungen veranstaltet; 1935 und 1936 fanden z. B. mehrere Reichsschulungskurse für Vorgeschichte statt, die vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht ausgingen und für Lehrpersonen aller Schulgattungen gedacht waren.

Die Zahl der Lehrkanzeln für Vorgeschichte an Universitäten des Deutschen Reiches beträgt bisher 11 gegen 1 im Jahre 1928, und diese Zahl soll noch vergrößert werden; außerdem sind auch schon mehrere Hochschulen für Lehrerbildung mit vorgeschichtlichen Professuren ausgestattet worden.

Als Beispiel, wie stark die Vorgeschichte gegenwärtig in Deutschland gefördert wird, sei noch auf das im Bereiche der Rheinischen Provinzialverwaltung seit 1933 Geleistete hingewiesen (womit aber keineswegs gesagt sein soll, daß in anderen Teilen des Reiches nicht gearbeitet und geschaffen wird): Neuorganisation des vor- und frühgeschichtlichen Landesdienstes; völlige Neuordnung der Sammlungen in den Landes- und Heimatmuseen; die mit einem Aufwande von vielen hunderttausend Mark durchgeführte bauliche und museale Neugestaltung des Bonner Museums; Inangriffnahme eines riesigen

Ausgrabungsprogramms, wobei für den Ernst der Arbeit bezeichnend ist, daß gegenüber den im Jahre 1933 zur Verfügung gestellten 3500 RM. heute für die Sachausgaben bei Grabungen, ohne Personal- und Publikationskosten, mehr als 100000 RM. bereitstehen, ein Einsatz, der von keinem anderen Gebiete Deutschlands auch nur annähernd erreicht wird; Errichtung eines vorgeschichtlichen Lehrstuhls mit Institut an der Universität Bonn unter Bereitstellung eines ganzen Hauses für dieses Institut; Errichtung eines Landesamtes für Bodendenkmalpflege in Bonn; Errichtung einer vorgeschichtlichen Abteilung des Mineralogisch-petrographischen Instituts; Errichtung einer Abteilung für vorgeschichtliche Bodenuntersuchungen beim Naturhistorischen Verein in Bonn.

Alle diese Bewegungen sind darauf zurückzuführen, daß sich in Deutschland eine tiefgehende Verbindung von Wissenschaft und Weltanschauung vollzogen hat, ein geistesgeschichtlich beweiskräftiges Beispiel dafür, wie Wissenschaft durchaus nicht abseits vom Leben zu marschieren braucht, sondern enge Fühlung mit Weltanschauung und Politik haben kann und wie beide einander zu stützen imstande sind.

* * *

Genau entgegengesetzt arbeitet die Vorgeschichtsforschung für weltanschauliche und politische Ideen in Sowjetrußland. Dort tritt sie für die marxistische Weltanschauung ein. Dafür ist schon bezeichnend, daß Lenin als Zentralstelle für vorgeschichtliche Forschung die von Alexander II. 1859 geschaffene Archäologische Kommission in eine „Akademie für Geschichte der materiellen Kultur" (Akademia istorii materialnoj kultury) umgewandelt hat. Allerdings scheint er nicht bedacht zu haben, daß er durch diese Bezeichnung auch das Vorhandensein einer anderen als nur materiellen Kultur zugab. Der sowjetrussische Forscher Prof. B. Bogayevsky, Mitglied der Akademie, schreibt in einem Aufsatze: Archéologie préhistorique en U.R.S.S. (in der Zeitschrift „Voks, Organe de la Société pour relations culturelles entre l'U.R.S.S. et l'étranger, IV, 1933) über ihren Zweck: „Son but est d'étudier l'histoire des formations pré-capitalistes".

Bogayevsky läßt sich in dem genannten Aufsatz über die sowjetrussische Archäologie folgendermaßen aus: „Die vorgeschichtliche Archäologie Sowjetrußlands hat nach der Oktoberrevolution grundlegende Änderungen nach Methode und Stoff durchgemacht. Die Denkmäler der Vergangenheit werden nicht mehr einfach als Gegen-

stände betrachtet; man will heute wissen, wie, zu welchem Zwecke und von wem der betreffende Gegenstand verfertigt worden ist. Mit andern Worten, was uns interessiert, ist der Mensch, der mit bestimmten Arbeitsmitteln diesen oder jenen Gegenstand verfertigt hat, um seine sozialen und wirtschaftlichen Bedürfnisse zu befriedigen . . . Die Funde stellen den Gradmesser der Produktionskraft des Menschen dar, Anzeiger der sozialen Verhältnisse, unter denen der Mensch arbeitete, und sind das Mittel, verschwundene Gesellschaftsordnungen zu studieren und zu rekonstruieren. Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei betont, daß wir den Menschen nicht als isoliertes Wesen betrachten, das sich selbst genügt und Steingeräte oder Tongefäße nach seiner Phantasie herstellte. Für uns ist der Mensch ein soziales Wesen, das auch in vorgeschichtlichen Zeiten nie ganz allein gewirkt, nicht eine einsame Insel fern von der Welt und der übrigen Menschheit bewohnt hat. Wir sind indessen weit davon entfernt, die Individualität des Menschen und seine individuelle Tätigkeit zu verleugnen . . . Doch erhält jeder Ausgrabungsgegenstand, auch wenn er als Werk eines Einzelmenschen betrachtet wird, für uns seinen Wert nur durch den Grad seiner Bestimmung, den Bedürfnissen einer ganzen sozialen *Gruppe* zu entsprechen. Daraus folgt, daß die Archäologie ihre Untersuchungen nicht auf eine einzige Denkmälergruppe beschränken darf; sie muß die Gesamtheit der Funde in Betracht ziehen, nicht nur die eigentlichen materiellen Denkmäler, sondern ebenso die Überreste, die Beziehung zur Naturgeschichte haben. Wir bestehen auf der Betrachtung der Fundgesamtheit nicht nur aus äußerlichen Gründen, sondern noch mehr darum, weil es eben die Gesamtheit ist, die uns eine richtige Meinung über die Tätigkeit des sozialen Menschen und der Verhältnisse, unter denen er gearbeitet hat, vermittelt." Während es dem Nationalsozialismus auf die im *Volkstum* beruhende Gemeinschaft ankommt, stellen die Bolschewiken also die *sozial* begründete Gemeinschaft in den Vordergrund.

Bogayevsky setzt dann noch auseinander, daß die Formen der Altsachen infolge der Veränderung der sozialen Verhältnisse und der Umwelt Veränderungen zeigen, aus denen man auf die Milieuänderungen Schlüsse ziehen kann; „Es sind nicht die Gegenstände, die sich spontan verändern, sondern es ist der soziale Mensch, ihr Verfertiger, der sich entwickelt und die Gesetze, die die Abänderung der Gegenstände bestimmen, sind diejenigen, welche die soziale Entwicklung des Menschen selbst regieren".

Die Forderung, Fundgegenstände nicht nur als Einzelding zu betrachten, sondern, sofern man über nackte Typologie zu vertiefter Einsicht in das Leben der Vorzeit oder in historische Zusammenhänge gelangen will, in ihrer Gesamtheit, basiert nicht auf einer Erkenntnis, die erst der sowjetrussischen Wissenschaft gelungen wäre, auch nicht die Einsicht, daß jeder Gegenstand und, wovon Bogayevsky als Mitglied einer materialistischen Akademie gar nicht spricht, auch jede geistige Lebensäußerung, nur als Teil der Gesamtkultur voll verstanden werden kann. Beweis dafür ist die Kulturkreislehre, die in ausgedehntestem Maße mit Gesamtkomplexen arbeitet; gerade den Verfechtern der Kulturkreislehre kann man aber schwerlich nachsagen, daß sie sowjetrussischen Gedankengängen nahestünden, weshalb die Russen die Kulturkreislehre auch ablehnen und ihren bekanntesten Vertreter auf urgeschichtlicher Seite, O. Menghin, „typischen Vertreter der Bourgeois-Wissenschaft" nennen (so Bogayevsky auf S. 18 des hier S. 49 angeführten Aufsatzes).

Sind also Bogayevskys Forderungen nach allseitiger Betrachtung auch für eine Wissenschaft anderer politischer Einstellung annehmbar, und keine russischen Erfindungen, so ist für russische Auffassung die Betonung der soziologischen und wirtschaftshistorischen Betrachtungsweise kennzeichnend. Diese ist vom Marxismus übernommen, der die Soziologie als die Königin der Wissenschaften erklärt. Sie ist aus den schon sehr alten Bemühungen erflossen, die Triebkräfte kulturellen Lebens zu erkennen. Herder und nach ihm die Positivisten in der Philosophie haben Einflüsse der Natur, der Umwelt als das Entscheidende betrachtet, andere die Rasse, das Klima und sonstige geographische Faktoren oder das soziale Milieu. Marx hat demgegenüber die Wirtschaft in den Vordergrund gestellt. Nach ihm sind alle die früher genannten Faktoren zwar mitbestimmend, aus ihrem Zusammenwirken aber erst entsteht der Gesamtprozeß, die Wirtschaft, der Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur, wie Marx sich ausdrückt. Wirtschaft bedingt nach dieser materialistischen Auffassung auch bei gleichbleibender Rasse und unveränderten Umweltsverhältnissen den Fortschritt durch Wechselwirkung von Produktion und Konsumation. Nach Marx wird durch die Wirtschaft jede Äußerungsform der Kultur bestimmt, nicht nur die materielle Kultur, sondern auch Kunst, Religion, Philosophie usw. Solche Ideen gehen vielleicht auf Lamarck zurück, der gelehrt hatte, daß es nicht Form und Beschaffenheit der Körperteile des Tieres seien, welche seine Gewohn-

heiten und besonderen Eigentümlichkeiten veranlassen, sondern es seien im Gegenteile seine Gewohnheiten, seine Lebensweise und die Verhältnisse, unter denen seine Vorfahren lebten, die im Laufe der Zeit seine Körperform, seine Organe und seine Eigenschaften gebildet haben. Marx hat diesen Anpassungsgedanken, den Lamarck in bezug auf die Tierwelt aussprach, auf den Menschen und dessen Kultur übertragen und, ganz in materialistischer Anschauung befangen, den Anpassungsgedanken sich auf die Weise zunutze gemacht, daß er jede Lebensäußerung des Menschen der Wirtschaft angepaßt sein ließ.

Die Ansicht vom kulturbestimmenden Wert der Wirtschaft findet sich hier und da auch außerhalb Rußlands in vorgeschichtlichem Schrifttum, besonders in solchem, das auf Kunstgeschichte Bezug hat. Die Kunst ist ja diejenige Seite vorgeschichtlichen Lebens, die verhältnismäßig am besten erforscht ist und darum wird gerade sie „als der unangreifbarste und schlüssigste Beweis der Richtigkeit und Unvermeidbarkeit der materialistischen Geschichtsauffassung" betrachtet, wie sich G. Plékhanov (Les Questions fondamentales du marxisme, Paris 1927) ausdrückt, wobei er sich u. a. auf Sophus Müller und M. Hoernes beruft. Es gibt ein reiches Schrifttum in dieser Richtung, aus der nur Hausenstein, Die Kunst und die Gesellschaft (München 1916) genannt sei.

Wie materialistische Auffassung nicht nur die Kunst, sondern auch die Technik in durchgreifendem Maße an Umweltsbedingungen gebunden sein läßt und höhere Kulturfunktionen, z. B. eben die Kunst, gesetzmäßig an technische Produktion, zeigt folgende Stelle aus dem Werke des Marxisten H. Cunow, Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie (II. Bd., Berlin 1923, S. 172): „So ist die Form der alten diluvialen Steinmesser Europas genau durch die Eigenheit des dazu verwendeten Flintsteines und der als Schlagwerkzeug dienenden Hämmer aus Flintstein (Feuerstein) und Quarzit bedingt. So dünne, schmale Messerklingen ließen sich aus dem Feuerstein nicht herausschlagen, und wenn es doch in einzelnen Fällen gelang, waren diese Steinklingen gänzlich zwecklos, da sie bei der ersten Benutzung entzweibrachen. Sollten die Steinmesser einigermaßen haltbar sein, mußten sie einen dicken, starken Rücken haben. Das aber erforderte wieder, zumal der Feuerstein beim Zurechtschlagen in bestimmten spanartigen Lamellen abblättert, eine größere Breite der Steinklingen. Schmälere Klingen vermochte man erst herzustellen, als man die Steinklingen in Holz und Horn fassen lernte

und zugleich, sei es durch eigene Funde, sei es auf dem Handelswege, in den Besitz härterer und zäherer Gesteinsarten, z. B. des Nephrit, Jadeit oder Obsidian gelangte."

Der Vorgeschichter wird hier einwenden müssen: 1. was Cunow da vorträgt, ist evolutionistische Phantasie am Schreibtisch, denn es hat der Mensch sehr früh dünne Klingen aus Silex hergestellt, und zwar nicht nur zufällig, und sie sind taugliche Schneidegeräte auch ohne Fassung; 2. allein schon die Tatsache, daß der diluviale Mensch schmale Klingen ebenso wie die völlig andere Form des Faustkeiles aus dem gleichen Materiale herstellte, ist es Beweis dagegen, daß der Werkstoff die Gerätform diktierte; letzteres trifft bis zu einem gewissen Grade zweifellos zu, aber nicht so, daß die Technik vom Material ausschließlich dirigiert worden wäre.

„Und", fährt Cunow fort, „eine Technik bedingt die andere. Hätten die Admiralitätsinsulaner nicht ihre Obsidiantechnik, so hätten sie auch nicht ihre einheimische Holzschnittechnik . . . Diese Insulaner besitzen einen größeren Formensinn, weil sie infolge ihrer Obsidianwerkzeuge bessere Formen herzustellen vermögen." Hier ist charakteristisch, daß Cunow nicht nur behauptet, die betreffenden Insulaner verstünden es, schönere Holzschnitzereien anzufertigen, weil sie gute Obsidiangeräte dafür haben, sondern daß er die Wirkung der Messer sogar im Formensinne, also in Geistigem findet. Das ist typischer Materialismus, der das Stoffliche als einziges Erklärungsprinzip für alle Erscheinungen der Welt, auch die geistigen, anwendet und in allen Kulturerscheinungen einen Mechanismus rein materieller Agentien herstellt. Cunow ist bei dem von ihm angeführten Falle gar nicht in den Sinn gekommen, daß an sich doch auch das Umgekehrte möglich sein könnte, daß nämlich die Südseeinsulaner die Obsidiantechnik ihrem Formensinn verdanken; es ist keine Absurdität zu denken, daß die Insulaner so lebhaften Drang zum Schnitzen haben, daß sie, als sie die geringe Tauglichkeit anderen Gesteins erkannten, nach geeigneterem Umschau hielten und dabei auf den Obsidian stießen; solche Vorgänge lassen sich aus der Geschichte der Technik belegen. Dann wäre also der Formensinn das Primäre. Welche von den beiden Möglichkeiten, die Cunowsche oder die andere, in Wirklichkeit zutrifft, kann natürlich nur historische Untersuchung, nicht aprioristisches Dekretieren entscheiden.

Über den Wert der Urgeschichte für den wissenschaftlichen Materialismus schreibt einer der marxistischen Schriftsteller der Vor-

kriegszeit, Karl Kautsky, in einem Büchlein „Ethik und materialistische Geschichtsauffassung" (Stuttgart 1910, S. 93): „Sie (die Urgeschichte) wie ihre einzelnen Fächer, Rechtsgeschichte, Sprachvergleichung, Völkerkunde finden in den Zeugnissen, die sie verarbeiten, nicht das Außerordentliche und Individuelle, sondern das Alltägliche und Gewöhnliche verzeichnet. Aber gerade darin kann die Urgeschichte ganz sicher eine Linie fortschreitender Entwicklung verfolgen. Und je mehr ihr Material wächst, je mehr sie Gleichartiges mit Gleichartigem zu vergleichen vermag, desto mehr entdeckt sie auch, daß diese Entwicklung keine zufällige, sondern eine gesetzmäßige ist. Das Material, das ihr zu Gebote steht, sind aber auf der einen Seite Tatsachen der Technik, auf der anderen solche des Rechtes und der Sitte, der Religion. Die Gesetzmäßigkeit herstellen hieß da nichts anderes als die Technik mit den rechtlichen, sittlichen, religiösen Anschauungen in einen kausalen Zusammenhang bringen ohne Zuhilfenahme außerordentlicher Ereignisse und Individuen."

Erforschung der Vergangenheit dient nach Kautskys Worten (a. a. O. S. 77) nicht nur dazu, „diese zu begreifen, sondern auch um die Tendenzen zu einer neuen Gesellschaft der Zukunft zu erkennen und Waffen zu schmieden für den Kampf der Gegenwart, der bestimmt ist, diese Gesellschaftsform der Zukunft herbeizuführen". Den gleichen Gedanken hat Marx so ausgedrückt, daß Wissenschaft die Welt nicht nur zu interpretieren habe, sondern auch zu verändern, und zwar im Sinne der neuen menschlichen Gesellschaft oder vergesellschafteten Menschheit.

Die Erkenntnis, daß auch die Kultur in allen ihren Erscheinungsformen ebensowenig unveränderlich ist wie das menschliche Einzelwesen, hat der Materialismus seinem Ideengebäude als wesentlichen Teil einverleibt, denn ohne die Möglichkeit von Veränderung wäre ja sein Streben, die Menschheit neuen Kulturformen zuzuführen, von vornherein aussichtslos gewesen. Man trachtete daher, die Entwicklung schon in der Urzeit festzustellen, und zwar im Sinne einer Entwicklung vom Einfacheren zum Komplizierteren. Kautsky z. B. hat in seiner erwähnten Schrift derartige Überlegungen angestellt, die freilich auf ganz nebelhaften Vorstellungen von der Urmenschheit beruhen.

Der Entwicklungsgedanke stammt letzten Endes aus der Naturwissenschaft. In die durch Linné und Cuvier vertretene Anschauung von der Unveränderlichkeit der Arten schlug nachhaltig zuerst Lamarck

Bresche, nachdem schon Galilei sich leidenschaftlich für das Fließen alles Lebenden, das ihm als etwas Erhabenes erschien, eingesetzt hatte und nachdem Kaspar Friedrich Wolff die Entwicklungsgeschichte begründet hatte. Darwin hat dann die Gedanken über die Möglichkeit der Abänderung der Arten vertieft. Auch die Kulturforschung hat sich das zunutze gemacht und brachte außerdem jene Anschauung dazu, welche als Bastianscher Elementargedanke so bekannt geworden ist. Der Amerikaner Lewis H. Morgan, einer der Vorläufer der sozialistischen Kulturforschung, der darum noch heute in Rußland solche Anerkennung genießt, daß die russische Akademie seine Briefe und ungedruckten Aufzeichnungen 1935 herausgegeben hat, formuliert diesen Gedanken in seinem Hauptwerke[1] folgendermaßen: „Schließlich ist noch zu bemerken, daß die Kultur der Menschheit überall ziemlich den gleichen Weg durchlaufen hat, daß die menschlichen Bedürfnisse unter ähnlichen Bedingungen ziemlich dieselben gewesen sind und daß die Wirkungen der geistigen Tätigkeit kraft der Übereinstimmung des Gehirns aller Menschenrassen gleichförmig gewesen sind."

Der Entwicklungsgedanke, der im Sinne einer stets aus der Tiefe in die Höhe führenden Evolution geäußert worden ist — „aus Wildheit durch die Barbarei zur Zivilisation", wie es Morgan formuliert hat —, so daß man an Stillstand oder rückläufige Bewegung entweder vergaß oder sie (so z. B. Morgan) ausdrücklich ablehnte, erlaubte es, ohne Rücksicht auf historische Zusammenhänge eine Lücke von andersher auszufüllen; klar, daß dabei subjektiver Auffassung Tür und Tor geöffnet war, so daß diese Methode wahrhaftig keine exakte ist. Dieser Apriorismus evolutionistischer Färbung kommt, um nur eine Belegstelle anzuführen, wiederum bei Morgan zum Ausdruck, wenn er (a. a. O. S. XV) aus der überall im wesentlichen angeblich gleichen Laufbahn der Menschheit folgert, daß z. B. „die Geschichte der amerikanischen Indianer mehr oder weniger genau die Geschichte unserer eigenen Vorfahren in der Urzeit auf der entsprechenden Entwicklungshöhe repräsentiert". Hier scheint übrigens Morgan einem Gedanken Tylors eine etwas andere Färbung gegeben zu haben, jedenfalls ist bei Tylor, Die Anfänge der Kultur (I, 1873, S. 21) zu lesen: „Überleben in der Kultur . . . errichtet selbst jetzt noch in unserer Mitte uralte Denkmäler barbarischen Denkens und Lebens. Die Untersuchung dieser Fälle spricht entschieden zugunsten

[1] Ich zitiere nach der unter dem Titel „Die Urgesellschaft" von Eichhoff unter Mitwirkung von Kautsky besorgten deutschen Übersetzung (Stuttgart 1891), S. 7

der Ansicht, daß die Europäer bei den Grönländern oder den Maoris manchen Zug finden können, um das Bild ihrer eigenen Urältern wieder zusammenzustellen."

An einer anderen Stelle sagt Morgan: „Die ältesten Vorfahren der arischen Nationen haben höchstwahrscheinlich durch Kulturstadien sich durcharbeiten müssen, die denjenigen der noch existierenden barbarischen und wilden Stämme ähnlich sind." Auch die Kulturkreislehre arbeitet mit ähnlichen Gedanken, denn sie glaubt Lücken der europäischen Urgeschichtsüberlieferung von den rezenten Primitiven her ausfüllen zu können.

Sozusagen als Verschärfung ergab sich aus Auffassungen wie der Morgans, die natürlich eine vorgefaßte ist, die Meinung, nicht nur in der Natur, sondern auch im Kulturgeschehen gäbe es eine Gesetzmäßigkeit; wenn man der Meinung war, daß der Geist eine Funktion der Materie sei, dann konnte man es für zulässig und möglich halten, auch in der Geschichte nach festen Gesetzen zu suchen, ebenso wie man im materiellen (physischen und chemischen) Gesetze erkennen kann. Gesetze (im Sinne naturwissenschaftlicher Gesetze) auch im rein Geistigen zu formulieren, hat sich aber bisher als vergeblich herausgestellt, was u. a. daraus hervorgeht, daß z. B. geschichtliche Ereignisse in ihrem zukünftigen Verlaufe keineswegs gesetzmäßig voraussagbar, sondern höchstens mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vermutbar sind[1].

Mit dem früher Gesagten ist die materialistische, besonders vom Marxismus ausgebaute Kulturgeschichtsauffassung für den Zweck dieser Schrift hinreichend gekennzeichnet. An der Begründung dieser Thesen konnte auch die Urgeschichtsforschung ihren entsprechenden Anteil haben. Das gilt auch für gewisse sozialistische Forderungen, z. B. der nach Abschaffung des Privateigentums (besonders an Erzeugungsmitteln), das Proudhon 1841 als Diebstahl erklärt hatte. Die sozialistische Vorgeschichtsforschung hat die Aufgabe zu erweisen, daß schon die Urgesellschaft den Begriff des Eigentums nicht gekannt hat. Von fachwissenschaftlicher Seite her hat die Frage des Eigentums in der Vorzeit freilich keine Erforschung erfahren, wie sich überhaupt außerhalb Rußlands die Zunft um den Marxismus verhältnis-

[1] Übrigens werden gegenwärtig auch die naturwissenschaftlichen Gesetze nicht als unverbrüchlich und unter allen Umständen geltend aufgefaßt, sondern nur als mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auftretende Vorgänge, als Annäherungen, die wesentlich den Charakter statistischer Aussagen an sich tragen.

mäßig wenig gekümmert hat[1]. „Es ist doch merkwürdig, wieviel Material über diese Dinge schon existiert und wie wenig die Herren Professoren daraus zu machen gewußt haben", schrieb einmal bedauernd Engels — der Sozialismus hat sich damit begnügt, auf ethnologischem Umwege auf die Urkulturen zurückzukommen, ohne urgeschichtliches Primärmaterial nutzbar zu machen. Eigentumslosigkeit der Urgesellschaft ließ sich ja auch auf Grund evolutionistischen Subjektivismus, der die Uranfänglichkeit möglichst undifferenzierter Kulturformen gesetzmäßig behauptete, „erweisen". So kommt es, daß L. Reinhardt das Kapitel über das Eigentum in seinem Buche „Kulturgeschichte des Menschen" (München 1913, S. 110) mit dem Satze: „Ein persönliches Eigentum ist dem Urmenschen fremd" schon einleitet, nicht erst etwa als Ergebnis der Untersuchung beschließt.

Eine andere Frage, die den historischen Sozialismus lebhaft interessiert, ist die nach der Entstehung der Familie. Marx betrachtete ursprünglich die vaterrechtliche Einzelfamilie als Kern von Stamm und Volk. An deren Stelle setzte er nach dem Bekanntwerden mit Morgans Werk die Horde als die Urzelle der gesellschaftlichen Entwicklung; die Begründung dafür hat Engels in seiner Schrift „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates" (1884) gegeben. Der Marxismus zog hauptsächlich ethnologisches Material heran, aber hin und wieder begegnet man doch auch Erwägungen, die auf Ausgrabungsbefunden fußen. So heißt es bei H. Cunow, „Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie" II, S. 87 (Berlin 1923): „Daß einst in grauer Vorzeit die Menschen isoliert oder in einzelnen Paaren gelebt haben, ist nach Engels' Ansicht nichts als eine höchst unwahrscheinliche Annahme. Wie so manche der menschenähnlichen Affenarten, z. B. der Schimpanse, Gorilla und Siamang, hat auch allem Anschein nach der Mensch sich seit jeher mit seinesgleichen in kleinen Rudeln und Horden zusammengefunden. Darauf weisen auch die Funde aus der diluvialen Vorzeit hin; denn schon an den ältesten diluvialen Fundstätten sind nicht die Steinwerkzeuge und Knochenüberreste erlegter Tiere vereinzelt aufgefunden, sondern in einer Häufung, die deutlich beweist, daß auch dort einst eine Anzahl Menschen zusammengehauft hat. Und das gleiche lehren die aufgefundenen späteren Höhlenwohnungen und Lagerstätten,

[1] Eine ausgesprochen marxistisch eingestellte Vorgeschichtsforschung ist seit einigen Jahren in England im Aufbau. Die spanische ist durch die Ereignisse in ihrem Lande lahmgelegt.

vor allem aber die Tatsache, daß dort meist Teile verschiedener Menschenskelette und zahlreiche Bruchstücke zertrümmerter Menschenschädel und -knochen nebeneinander lagerten, also einst gemeinsame Bestattungen oder Kannibalenmahlzeiten stattgefunden haben müssen."

Diese Stelle ist bezeichnend dafür, daß der Marxismus immer wieder Ausschau nach vorgeschichtlichem Stoffe hielt, freilich in einer sehr kümmerlichen, dem fachlichen Stoffe unbeholfen gegenüberstehenden Art; daß es auch schon in vorgeschichtlicher Zeit Familie gegeben hat, läßt sich aus den Funden viel eindrucksvoller dartun, was anscheinend auch vielen Vorgeschichtsforschern unbekannt ist, wie Eberts Reallexikon der Vorgeschichte zeigt, wo im Artikel „Familie" die Vorgeschichte überhaupt nicht zu Wort kommt.

Eine weitere grundlegende Frage des historischen Sozialismus ist die nach Wesen, Berechtigung und Zweck des Staates, denn die Idee des Sozialismus, wie sie von Marx entwickelt worden ist, erfordert nicht nur eine bestimmte Wirtschaftsform, sondern auch eine bestimmte Form des Zusammenlebens der Menschen, als deren erstrebenswerteste ihm die freie, klassen- und staatslose „Assoziation der Individuen" erscheint. Wiederum ist die Tatsache zu buchen, daß sich unter den Vorgeschichtsforschern keiner gefunden hat, der mit den seiner Wissenschaft arteigenen Mitteln an dieses Problem herangegangen wäre, es waren vielmehr Ethnologen und Soziologen, die sich, freilich mangels zureichender vorgeschichtlicher Kenntnisse nur mit dürftigem Erfolge, um die Verarbeitung vorgeschichtlichen Stoffes in der genannten Richtung bemüht haben; nur hin und wieder flackern in Schriften von vorgeschichtlichen Fachmännern ein paar vage Vorstellungen auf, so wenn Jos. Bayer in einem Aufsatze: Wiens Boden in vorgeschichtlicher Zeit (in der „Arbeiter-Zeitung", Wien, 9. November 1924) politische Verbände in urgeschichtlicher Zeit überhaupt leugnet, „bestenfalls Interessengemeinschaften kleineren und kleinsten Umfanges" gelten läßt, vielleicht beeinflußt von Theorien wie die von E. Durkheim, Die Methode der Soziologie (Leipzig 1908), nach der es „sogar keineswegs erwiesen ist, daß der Geselligkeitstrieb von allem Anfang an ein angeborener Instinkt des menschlichen Geschlechtes gewesen ist"[1].

[1] Auch von nichtmarxistisch eingestellter Vorgeschichtsforschung ist zu diesem Problem kaum Stellung genommen worden, nur von O. Menghin liegt ein Aufsatz in einer Tageszeitung vor (Urgeschichte und Staatstheorie, Wiener Neueste Nachrichten, 14. Juli 1934).

Kehren wir wieder zu Sowjetrußland zurück. Schon die Nomenklatur, die dort heute in der Vorgeschichtsforschung verwendet wird, zeigt, daß sich diese dem Marxismus völlig verschrieben hat. Bogayevsky schreibt in seinem früher genannten Aufsatze: „Les objets et les divers monuments du passé, fournis par l'archéologie, nous servent de documents se rapportant à une formation archaique qui comprend les origines des hordes humaines les plus primitives, la société de gens jusque'au processus de la désintegration de cette dernière dans sa forme antique et féodale. Notons, que quoique la formation archaique ait disparu depuis longtemps, il n'en reste pas moins des survivances dans la société divisée en classes des pays capitalistes." Das Paläolithikum nennt Bogayevsky „ancienne société de gens", auch „prä-clanale", andere Forscher „vorgentile Gesellschaft" (dorodovoe obščestvo). Das Mesolithikum und Neolithikum findet man bei Bogayevsky als „société de gens récente", die Bronzezeit als „société de gens développée", die Hallstattzeit als „société de gens, période de désintegration", daran schließt sich die „société de gens, époque récente", die bis ins frühe Mittelalter reicht.

In gewissem Sinne ist diese Einteilung schon bei Morgan vorgebildet. Dieser erkennt die Einteilung in Stein-, Bronze- und Eisenzeit zwar als „für gewisse Zwecke außerordentlich nützlich" an, hat aber für seine Zwecke eine andere Einteilung verwendet, nämlich 1. die Periode der Wildheit (mit drei Unterstufen), die er mit der Erfindung der Töpferkunst beendet sein läßt, 2. die Periode der Barbarei (wiederum mit drei Unterstufen), in deren oberste Stufe „z. B. die griechischen Stämme des homerischen Zeitalters, die italischen Stämme kurz vor der Gründung Roms und die germanischen Stämme zur Zeit Caesars" fallen, 3. die Zivilisation, die in antike und moderne zerfällt.

Morgan hat also das Dreiperiodensystem, das er gekannt hat, nicht als Gliederung seiner Kulturbetrachtung zugrundegelegt, sondern hat ein anderes verwendet, das er ausgebaut, aber nicht erfunden hat, denn die Entwicklung „vom wilden Leben durch die Barbarei zum zivilisierten Leben" hat schon Tylor in seinen „Anfängen der Kultur" (deutsche Übersetzung 1873; Morgans Werk ist 1877 erschienen) angedeutet. In Rußland hat man das Beispiel Morgans nachgeahmt, indem man soziologische Erscheinungen zur Einteilungsgrundlage nahm oder, genauer gesagt, für die Nomenklatur ver-

wendete, denn man erkennt deutlich, daß die Russen das Dreiperiodensystem durch andere Stufenbezeichnungen nur maskieren.

Noch enger als an Morgan lehnt sich die Einteilung in große Stufen, wie sie bei Bogayevsky zum Ausdruck kommt, an Marx an. Dieser hat schon 1859 in seiner Schrift „Zur Kritik der politischen Ökonomie" im Vorwort gesagt, daß „als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation in großen Umrissen asiatische, antike, feudale und modern bürgerliche Produktionsweisen" bezeichnet werden können.

Nicht nur die Terminologie zeigt, was die Russen wollen, Bogayevsky sagt es selbst noch deutlicher: „Wir sind überzeugt, daß es uns gelingen wird, unter Zuhilfenahme der Ethnographie und der Linguistik zu schaffen l'histoire de la société de clans", also der nur clan-mäßig gegliederten Urgesellschaft, wobei stillschweigend anscheinend vorausgesetzt wird, daß es größere Verbände als den Clan überhaupt nicht gegeben hat.

Auch die „société de gens" der Russen gehen auf Morgan zurück, der den gentes viel Aufmerksamkeit zuwandte. Gens definiert Morgan als „eine Gesamtheit von Blutsverwandten, die alle von einem gemeinsamen Urahnen abstammen, durch einen Gentilnamen bezeichnet und durch Bande des Blutes zusammengehalten werden". Wenn die Bolschewiken diesen Morganschen Begriff der gens sich zu eigen gemacht haben, ist ihnen damit unversehens die Anerkennung des Blutes als gesellschaftsbildender Faktor in ihr System geraten!

Bogayevsky wirft der Forschung in zaristischer Zeit vor, daß sie bei Ausgrabungen nicht planmäßig vorgegangen sei und Gräber vorgezogen hat — ein Vorwurf, der auch für andere Länder zutrifft —, und daß man aus nationaler Tendenz die unmittelbaren Vorfahren der dominierenden Nation wiederfinden habe wollen, ohne sich darum zu kümmern, daß der Begriff Nation sich erst auf einer höheren Stufe sozialer Entwicklung habe bilden können.

Wenn der Russe Nation im staatsrechtlichen Sinne meint, dann muß man ihm zustimmen, daß Nation eine verhältnismäßig junge Erscheinung ist, für das Volkstum kann das aber nicht behauptet werden, denn Volkstum hat es zweifellos schon im Neolithikum gegeben. Hier geht die sowjetrussische Wissenschaft wiederum ihre klar marxistische Bahn, indem sie es nicht nur ablehnt, innerhalb der Menschheit Wertigkeitsstufen anzuerkennen, sondern, und dies eben

auch bereits für vorgeschichtliche Zeit, die Berechtigung des Begriffes Volkstum leugnet.

„Die älteste Etappe (in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft) ist die archaische Formation mit kollektiver Produktion, primitiver kommunistischer Gesellschaft, ohne soziale Klassen, ohne Staat", sagt Bogayevsky. Mit aller Deutlichkeit ergibt sich also, warum der Marxismus in allen seinen Schattierungen die Vorgeschichte heranziehen will: er hat eine neue, die ganze Welt umfassende Ordnung der Gesellschaft als klassenlose, staatenlose, freie Assoziation der Individuen ohne Privateigentum und Religion zum Ziele und er glaubt solche Zustände schon für vorgeschichtliche Zeit erweisen zu können. Das bedeutet ihm anscheinend eine Bestätigung der Richtigkeit seines Programmes, denn sonst könnten ihm ja urzeitliche Verhältnisse gleichgültig sein. Sie sind es ihm aber nicht, da er sie als die ursprüngliche und natürliche Ordnung ansieht.

Ihr Programm offenbart die sowjetrussische Vorgeschichtsforschung noch in einer Reihe anderer Aufsätze, so Ravdonikas, Archeologija na službe u imperialisma (Die Archäologie im Dienste des Imperialismus), und Bykovsky, Plenija i nacija v robotach buržoaznich archeologov i istorikov i v osveščenii marksisma-leninizma (Stamm und Volk in den Arbeiten der Bourgeois-Archäologen und Historiker und im Lichte des Marxismus-Leninismus), beide in Heft 3—4 des Jahrganges 1932 der Zeitschrift Soobščenija GAIMK. In Heft 5—6 desselben Jahrganges hat Bogayevsky einen Aufsatz: Archeologija na službe un japonskogo imperializma (Die Archäologie im Dienste des japanischen Imperialismus) veröffentlicht. Er wirft darin den Japanern u. a. vor: „Übereinstimmend mit der Theorie, die die Verwandtschaft zwischen kaukasischen, asiatischen und den Völkern des Stillen Ozeans behauptet, leiten die Japaner das Recht auf Ergreifung des Gebietes, das von dem alten Pan-Aino-Typus bewohnt war, ab. Auf diese Weise stimmt der japanische Imperialismus in seiner Korea-, Mandschurei- und Mongoleipolitik zu den Ergebnissen der japanischen Wissenschaft." Bogayevsky leugnet auch in diesem Aufsatze die Berechtigung des Begriffes Volk, und bezüglich des Rassenbegriffes äußert er, daß dieser nur formale Bedeutung habe, „weil ihm nicht reale, gesellschaftlich-wirtschaftliche Bedingungen entsprechen. Die Rassenfrage kann nur vom Standpunkte der Bourgeois-Klassenwirtschaft Bedeutung haben". Gegen die Begriffe Rasse und Volk läuft auch eine Reihe anderer

Russen Sturm. So erklärt Ravdonikas die Goten am Schwarzen Meer als aus einer vorgermanischen Bevölkerung durch Klassenkampf entstanden; sie für Einwanderer und Nachkommen von schwedischen Germanen zu halten, sei „bürgerlich-kapitalistisch" und „nationalfaschistisch" gedacht. Die Annahme von Wanderungen altsteinzeitlicher Rassen und Völker erklärt auch Borikovskij als faschistisch und wertlos. Der Linguist N. Marr sieht die Sprachen nur als Ergebnis wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Vorgänge an, Rasse und Volkstum spiele dabei keine besondere Rolle. „Der Glaube an Urheimaten ist gleichbedeutend mit dem Glauben an die Herrschaft Gottes", heißt es in einer Leningrader Zeitschrift. Solche Beispiele aus dem sowjetrussischen Schrifttum lassen sich noch viele erbringen[1]. Für die geistige Lage der bolschewistischen Wissenschaft ist bezeichnend, daß sie sich oft jeden Versuch einer Beweisführung erspart, sondern sich einfach auf Schriften von Marx und Lenin beruft, die in Rußland eine ähnliche Rolle als letzte Wissensquelle zu spielen scheinen, wie die Bibel und Aristoteles im mittelalterlichen Europa. Ein Beispiel ist, wenn Ravdonikas die wikingische Art bestimmter Gräber im Gebiete des Ladogasees durch Berufung auf das bekannte Werk „Das Kapital" von Marx abtut!

* * *

Darin, daß der Marxismus den Menschen der Vorzeit als Kronzeugen für die Richtigkeit seiner Glaubenssätze heraufbeschwört, ähnelt er jenem seiner Gegenspieler, welcher für sich gleichfalls Weltgeltung beansprucht, der katholischen Kirche. Diese hat von ihrem

[1] Zahlreichen Stoff aus dem sowjetrussischen Schrifttum hat B. von Richthofen in folgenden Aufsätzen zusammengestellt: Rasse und Volkstum in der bolschewistischen Wissenschaft (Altpreußen I, 1935, S. 129); Die Mitarbeit der Vorgeschichtsforschung über die Herkunft der Indogermanen im sowjetrussischen Licht (Festschrift für Hermann Hirt, Heidelberg 1936, S. 223); Sowjetrussische Wissenschaft stellt sich vor (Der junge Osten, Königsberg, Februar-März 1936); Die bolschewistische Vorgeschichtsforschung, Rassenkunde und Geschichtsforschung im weltanschaulichen Kampf (Ziel und Weg 1936, Nr. 8); Politische Wissenschaft im neuen Deutschland und in Sowjetrußland (Schlesische Hochschulzeitung, Jänner 1936); Vorgeschichtsforschung und Bolschewismus (Germanen-Erbe I, 1936, S. 34); Die Völkergeschichte der Vorzeit Ostdeutschlands und seiner Nachbarstaaten im ausländischen Licht (Historische Zeitschrift 154, 1936, S. 453); Neue Wege der Vorgeschichtsforschung in Osteuropa (Präh. Zeitschrift XXVI, 1935, S. 239); Bolschewistische Wissenschaft (Contra Komintern 1937, November); vgl. auch A. M. Tallgren, Sur la méthode de l'archéologie préhistorique (Eurasia Septentrionalis Antiqua X, 1936, S. 16).

Standpunkte aus zwar kein unmittelbares Bedürfnis, ihre Dogmen wissenschaftlich zu stützen, weil sie diese kraft der Unfehlbarkeit des Papstes in Dingen der Glaubens- und Sittenlehre ohnehin für richtig erachtet, weshalb die Kirche „sich auch nicht fürchtet vor den kühnsten Fortschritten der Wissenschaft", wie es im Rundschreiben „Ad catholici sacerdotii" des Papstes Pius XI. (1935) heißt. „Nulla umquam inter fidem et rationem vera dissensio esse potest", niemals kann ein wirklicher Widerspruch zwischen Glaube und Wissen bestehen, hat das Vatikanische Konzil verkündet und hat Papst Leo XIII. 1879 in seiner Encyclica „Aeterni Patris" näher ausgeführt, denn Glaube und Wissen haben aus demselben göttlichen Geiste ihren Ursprung genommen. Aber die katholische Kirche begnügt sich doch nicht damit, dies zu bestimmen, sondern sie will es auch beweisen, durch die tätige Anteilnahme an der Grundlegung des Wissens, der wissenschaftlichen Forschung. Dies ist der tiefere Grund, warum in fast allen Forschungszweigen katholische Geistliche mitarbeiten, was Pius XI. in seinem erwähnten Rundschreiben ausdrücklich begrüßt.

Hat die katholische Kirche ein dogmatisches Interesse an der Vorgeschichtsforschung? Diese Frage muß bejaht werden; so hat 1934 ein österreichischer Vorgeschichtsforscher katholischen Bekenntnisses in einem Büchlein als wichtigste Frage der Vorgeschichte die nach der Entstehung der Religion und danach, ob sich die Ergebnisse der positiven Wissenschaft mit der biblischen Lehre von der Uroffenbarung vertragen, bezeichnet, er stellt also das an die Spitze, was am meisten die katholische Kirche interessiert.

Nach der Lehre der Kirche enthält das Alte Testament die sog. Uroffenbarung, in der dem Menschen die Existenz und die Allmacht Gottes erstmalig dargetan worden ist, die den Beweis dafür enthält, daß der Mensch und die Welt von Gott geschaffen sind, daß der Mensch in Gott sein übernatürliches Ziel zu erblicken hat, daß dem Menschen sittliche Gebote auferlegt sind usw. Auch die katholische Kirche hat die Frage erhoben, ob die biblische Erzählung über die Uroffenbarung ein Bericht über tatsächlich stattgefundene Ereignisse oder ein Mythus ist. Unter den Mitteln, die den Inhalt der Offenbarung auf seine Übereinstimmung mit den übrigen Zeugnissen über die erste Menschheitsperiode hin untersuchen, nennt Wilh. Schmidt, Die Uroffenbarung als Anfang der Offenbarungen Gottes (Kempten 1913) ausdrücklich Prähistorik, Anthropologie und Ethnologie. Das sind „die natürlichen Erkenntnisquellen über die Beschaffenheit der

ersten Menschen", die durch ihre Übereinstimmung mit den übernatürlichen Erkenntnisquellen, der Offenbarung, deren Richtigkeit zu bestätigen haben. Die Urgeschichte ist als apologetisches Hilfsmittel aber schon lange vor Schmidt erkannt worden, daher spricht J. B. von Weiß, Weltgeschichte I (5. Aufl., Graz 1899), aus, daß der Heiligen Schrift, die „die Urgeschichte der Menschheit in großen Zügen vom sittlich-religiösen Standpunkte aus" zeichnet, eine Ausfüllung ihrer Lücken die Wissenschaft vom prähistorischen Menschen gebe; „ihre sicheren Ergebnisse stehen nicht in Widerspruch mit der Lehre der heiligen Urkunde", was ganz neuerdings auch F. von Huene, Ist der Werdegang der Menschheit eine Entwicklung? (Stuttgart 1937), behauptet hat. Nebenbei sei bemerkt, daß Schmidt ebensowenig wie andere Theologen der Gegenwart vorgeschichtliche Funde als solche anzweifelt, so etwas hat es aber früher gegeben; so hat der Breslauer Domscholastikus und Universitätsprofessor J. B. Baltzer in einer Broschüre: Über die Anfänge der Organismen und die Urgeschichte des Menschen (2. Aufl. Paderborn 1869), den Versuch gemacht, diluviale Funde als aus historischen Zeiten herrührend zu erklären, wozu aber auch 1869 keine wissenschaftliche Nötigung mehr bestand.

Im Verein mit der Anthropologie hat die Urgeschichte zu beweisen, daß von einer Tierabstammung des Menschen keine Rede sein kann; dieses Problem, das selbstverständlich schon rein wissenschaftlich von höchstem Interesse ist, hat für die Kirche auch noch die Bedeutung, daß ein gegenteiliger Beweis die Unrichtigkeit der Offenbarung dartun würde. Daher spielt diese Frage in der Apologetik eine Rolle und wird dort auch von der vorgeschichtlichen Seite her angegangen. So ist in der früher genannten Schrift Schmidts S. 65 zu lesen: „. . . Übrigens verrät auch das einfachste, roheste Werkzeug, das wir in diesen uralten Stätten menschlichen Aufenthaltes und Wirkens finden, daß hier ein Geist gewaltet hat, der das Verhältnis von *Ursache* und *Wirkung* erfaßte, durch seine Umwandlung in Mittel und Zweck den Grundgedanken auch der genialsten späteren Erfindungen in die Tat umsetzte und damit die unerläßliche Grundlage zu allen späteren Kulturfortschritten legte." Schmidt erörtert dann, daß kein Tier imstande ist, Werkzeuge herzustellen. „Nehmen wir jetzt noch hinzu, daß wenigstens an einer der ältesten Fundstätten, in Taubach bei Weimar und wahrscheinlich auch in Krapina, deutliche Anzeichen dafür vorhanden sind, daß die

dortigen Menschen den Gebrauch des Feuers gekannt haben, so erblicken wir schon diese ältesten Anfänge im Besitz wesentlicher Bestandteile der menschlichen Kultur und dadurch von aller tierischen Entwicklung gründlich geschieden. So liefert also selbst in ihrer Trümmerhaftigkeit die älteste, die altpaläolithische Vorgeschichte Beweise genug, daß auch die frühesten Menschen, bis zu denen wir vordringen können, von einer Beschaffenheit waren, daß daraus keinerlei Gegeninstanz entnommen werden kann gegen die Annahme, daß sie fähig gewesen seien, Offenbarungen der Arbeit entgegenzunehmen, wie sie uns die ersten Kapitel der Genesis berichten."

Der Weg der katholischen Forschung zu den Urzeiten des Menschengeschlechtes hat aber nicht über die Urgeschichte, sondern über die Ethnologie geführt. Zwar gibt es in der Urgeschichtsforschung Geistliche schon seit langer Zeit, aber sie haben sich zunächst nicht ausgesprochen in kirchlichem Sinne betätigt, in manchen Punkten sogar in unkirchlichem, denn sie rechnen über die nur 4000jährige Schöpfungsgeschichte des hebräischen alten Testamentes und die 6000jährige des griechischen mit unvergleichlich größeren Zeiträumen. Allerdings hat sich die Kirche in moderner Zeit auf die Altersfrage des Menschengeschlechtes lehrmäßig nicht eingelassen, weil sie auf dem Standpunkte steht, daß die Offenbarung diesbezüglich keine bestimmte Auskunft gibt[1].

[1] Über die Stellungnahme des kirchlichen Lehramtes zur Wissenschaft im allgemeinen äußert W. Reinhard im Lexikon für Theologie und Kirche VII, 250 (Freiburg i. Br.) folgendes: Die katholische Glaubens- und Sittenlehre ist als Gottes Wort ihrem Inhalte nach unveränderlich. Wie jede Wahrheit gilt sie für alle Zeiten und für alle Menschen. Sie ist aber nicht starr und schließt nicht jedes Fortschreiten zu neuen religiösen Erkenntnissen aus. Es gibt eine Dogmenentwicklung, nicht im Sinne der Veränderung und Umdeutung des Dogmas, aber als Entfaltung der göttlichen Offenbarung, deren Inhalt im Laufe der Zeiten immer vollkommener aus ihren Tiefen erhoben und auf die sich wandelnden menschlichen Verhältnisse angewandt wird. Tragende Kräfte dieser Entwicklung sind das Walten des Heiligen Geistes in der Kirche und die natürliche Geistesarbeit der Gläubigen, besonders der Theologen. Der Fortschritt des menschlichen Profanwissens auf Gebieten, die der religiösen Wahrheit benachbart sind, gibt nicht selten den Anstoß und schafft bisweilen auch erst neue Möglichkeiten für die weitere theologische Erkenntnis, oder erst entstandene praktische Tatbestände fordern sittliche Bewertung nach Maßgabe des christlichen Sittengesetzes. Die Zeitaufgeschlossenheit des christlichen Geistes und sein ernstes Bemühen, die Errungenschaften eines jeden Zeitalters, auch des modernen, zu den Lehren des Christentums in Beziehung zu bringen und sie an der ihnen gebührenden Stelle in das katholische Kulturgebäude einzureihen, ist echter und gesunder Gegenwartskatholizismus."

In entscheidender Weise geschah der Vorstoß der Kirche zur Urgeschichte eigentlich erst von der Ethnologie her, vor allem durch die im Missionshause St. Gabriel bei Wien beheimatete Ethnologenschule. Sie wird auch als die Kulturkreis-Schule bezeichnet, weil sie die von den Reichsdeutschen Frobenius, Graebner, Ankermann und Foy angebahnte ethnologische Kulturkreislehre ausgebaut hat. Die Kulturkreislehre ist ein chorologisches Verfahren kulturvergleichender Art. Sie basiert auf dem Gedanken, daß räumlich oder zeitlich getrennte Kulturkomplexe nicht immer und unbedingt unabhängig voneinander entstanden sein und sich entwickelt haben müssen, sondern historischen Zusammenhang haben können. Zur Entscheidung, ob bei zwei ähnlichen, aber räumlich getrennten Erscheinungen nicht zufällige Konvergenz vorliegt, ist nach der Kulturkreislehre das Quantitäts- und das Formkriterium erforderlich. „Das Formkriterium besteht in der Übereinstimmung in den Eigenschaften zweier Objekte, die sich nicht mit Notwendigkeit aus dem Wesen des Objektes oder, bei materiellen Kulturgütern, aus dem dazu verwendeten Material herleiten lassen." Das Quantitätskriterium „besteht darin, daß nicht nur an einem einzelnen Gegenstand sich derartige Ähnlichkeiten zeigen, sondern an einer ganzen Anzahl" (Schmidt-Koppers, Gesellschaft und Wirtschaft der Völker, S. 68). Auf Grund dieser Methode glaubt die kulturvergleichende Schule frühere historische Zusammenhänge, falls die erwähnten Kriterien zutreffen, auch dann annehmen zu können, wenn der Trennungszwischenraum zwischen den betrachteten Erscheinungen ein bedeutender ist. Diese Methode sucht aber Zusammenhang nicht bloß im Raum, sondern auch in der Zeit zu erfassen.

Hervorgegangen ist dieses Verfahren aus der Polemik gegen den sog. Elementargedanken Bastians. Dieser läuft darauf hinaus, die innerste Natur des Menschen zu allen Zeiten und überall in ihren Äußerungen als im wesentlichen gleichgeartet zu betrachten, wobei diese Äußerungen, die Kultur, durch die von Volk zu Volk wechselnde Beschaffenheit der natürlichen Umwelt nur geringfügige Änderungen erfahren sollen. Der Geograph Ratzel lehnte sich gegen diese Auffassung auf und wies darauf hin, daß man nicht so aprioristisch vorgehen darf, sondern durch genaue historische Untersuchung vorerst feststellen muß, wo und wie die kulturellen Erscheinungen entstanden sind. An einer Untersuchung der afrikanischen Bogen zeigte er (1887), daß es Übereinstimmungen gibt, die sich weder aus Wesen und Zweck

noch aus dem Material des Gegenstandes zureichend erklären lassen, sondern eher durch historischen Zusammenhang. Gegenüber dem möglichen Einwand, daß räumliche Trennung in solchen Fällen gegen historischen Zusammenhang sprechen könne, hat Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit (S. 8), bemerkt: „Wenn der naturwissenschaftliche Evolutionist in Afrika und Südamerika oder in Afrika und Australien fossile Tiere gleicher oder nächstverwandter Art feststellen kann, die anderswo fehlen, so hält er nicht dafür, daß die Natur diese Formen kraft elementarer Teleologie oder unter dem Zwange gleicher Voraussetzungen in mehreren Erdteilen unabhängig voneinander geschaffen hat, es ist ihm vielmehr selbstverständlich, daß sie in einer alten tiergeographischen Zone aus gemeinsamer Wurzel hervorgingen, und er fordert dafür sogar untergegangene Kontinente wie Lemurien und Gondwanaland."

Da der Stoff, mit dem der Ethnolog arbeitet, infolge seines Formenreichtums und des Mangels an Möglichkeit für Stufengliederung historischer Durchdringung erhebliche Schwierigkeiten in den Weg legt, war die kulturvergleichende Methode auf den Prüfstein der Vorgeschichte angewiesen. Nach kleinen Versuchen durch Graebner und W. Schmidt beschritt diesen Weg Menghin in seiner „Weltgeschichte der Steinzeit" (Wien 1931). Menghin hat dabei auf die ethnologischen Kulturkreise Bedacht genommen, kommt aber teilweise zu Ansichten, die von den St. Gabrieler abweichen. Schon vor Menghin hat Kossinna der archäologischen Kulturkreisforschung zum Durchbruch verholfen, denn er ist eigentlich der Begründer der Gruppenforschung. Kossinna hat jedoch nicht mit den Kulturkreisen der Ethnologen gearbeitet, er wandte die Kulturkreisforschung hauptsächlich auf stammeskundliche Fragen Europas an.

Die kulturhistorische Ethnologenschule in St. Gabriel glaubt an Hand des ethnographischen Materials sechs Kulturkreise in Zeit und Raum annehmen zu können. Menghin hat sich die Untersuchung des Steinzeitmaterials der ganzen Welt unter Zugrundelegung der Kulturkreismethode vorgenommen[1]. Er ist der Meinung, daß er die ethnologischen Kulturkreise im vorgeschichtlichen Material der Steinzeit wiedererkennen kann, daß er also die geringe historische Tiefe der heutigen Naturvölker ins Ungemessene vergrößert.

[1] Vgl. dazu F. Kern, Die Anfänge der Weltgeschichte (Leipzig 1933), und O. Menghin, Die Ergebnisse der urgeschichtlichen Kulturkreislehre (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung, Leipzig, 11, 1935, S. 71).

Die Kulturkreislehre ist von St. Gabriel aus weltanschaulich in antimaterialistischem Sinne, genauer gesagt in antimarxistischem ausgewertet worden, wofür z. B. der Aufsatz von W. Koppers, Die neuere Völkerkunde gegen die wissenschaftlichen Grundlagen des Marxismus (Monatsschrift Hochland, Kempten-München, XVIII, 2. November 1920), oder die hier auf S. 58 genannte Schrift desselben Verfassers Zeugnisse sind. Darum wird diese Lehre im bolschewikischen Rußland aufs heftigste bekämpft.

Die führenden Verfechter der Kulturkreislehre sind unter den Ethnologen katholische Geistliche; es gibt allerdings auch schon Anhänger der Kulturkreislehre, die nicht auf dem Boden der katholischen Weltanschauung stehen. Die katholischen Ethnologen haben bei dem allgemeinen Versuche einer historischen Gliederung der ethnographischen Kulturen auch Einsicht in die religiösen und sittlichen Verhältnisse der ältesten Stufen der Menschheit zu gewinnen getrachtet, mit dem Ergebnisse, daß bereits im anfänglichen Kulturkreise Monotheismus, Glaube an das Jenseits und oft auch Belohnung und Bestrafung dort, Monogamie mit bedeutender Festigkeit des Ehebundes und verhältnismäßig weitgehende Gleichberechtigung der Frau gegenüber dem Manne herrsche. Es ist klar, daß diese ethnologischen Erkenntnisse der katholischen Auffassung ungemein zusagen. Die erwähnten Kulturzustände herrschen nach Aussage der Ethnographie vor allem bei den Pygmäen, denen die St. Gabrieler umfängliche Untersuchungen haben zuteil werden lassen. „Es scheint", ruft ein anderer geistlicher Forscher, A. Padtberg, in einem Aufsatze, „Zwerge als Stammväter des Menschengeschlechts?" (in der in Freiburg i. Br. erscheinenden Zeitschrift Stimmen der Zeit, 1924, Heft 7) aus „als ob wir bei diesen verachteten Zwergvölkern die biblische Uroffenbarung noch ziemlich rein vor uns hätten. Unverkennbar ist die hohe Bedeutung dieser Aufstellung für die christliche Apologetik." Die Verehrung e i n e s höchsten Wesens bei den Pygmäen macht sie für den sog. ethnologischen Gottesbeweis geeignet, der aus Monotheismus in der Urzeit die Richtigkeit der Offenbarung ableitet, weshalb man der pygmäischen Urkultur schon in kleinen apologetischen Schriften begegnet. Da aber der Ethnolog allein doch nicht so weit in die Zeiten zurückdringen kann als nötig ist, um die biblische Offenbarung kulturhistorisch zu bekräftigen, ist es der Ethnologie um die Mithilfe der Urgeschichte zu tun, „muß doch insbesondere der christlichen Apologetik alles daran gelegen sein, ihren Bau nur auf völlig zuverlässigem Boden zu gründen" (Padtberg, a. a. O.).

Ein die katholische Kirche besonders interessierendes Kapitel vorgeschichtlicher Kultur ist begreiflicherweise die Religion. Die Kirche trachtet, um ihre eigene Existenzberechtigung darzutun, Religion als etwas von Gott Gegebenes und Notwendiges darzustellen und möchte schon dem ältesten Menschenwesen im Einklang mit der Uroffenbarung Eingottglauben mit sittlichen Bindungen zuschreiben. Zu diesem Zwecke hat W. Schmidt ein sechsbändiges Werk über die Entstehung des Gottesgedankens geschrieben. Zum gleichen Zwecke hat der Agramer Universitätsprofessor Gahs, ebenfalls ein katholischer Geistlicher, die Knochendepositionen der Schweizer Altpaläolithstationen mit Hilfe ethnographischen Materials als Beweis für Monotheismus zu erklären versucht. Als ich 1937 in meinem Büchlein „Kunst und Religion der Vorzeit" für diese Dinge als mir wahrscheinlichere Erklärung magische Vorstellungen heranzog, wurde ich von katholisch-kirchlicher Seite aufs heftigste, in einer den Rahmen sachlicher Kritik weitaus übersteigenden Weise angegriffen, bezeichnenderweise in einer Tageszeitung (Reichspost, Wien, 25. April 1937). Daß ich Magie als religiöse Ausdrucksform bezeichnet habe, wurde mir zwar gerade noch durchgelassen, hingegen wurde mir schwer angekreidet, daß ich den Zauberglauben als einzige oder auch nur vorzüglichste Betätigung im geistigen Leben des ältesten Menschen bezeichnet hätte, worüber ich mich aber in Wirklichkeit gar nicht geäußert hatte. Das Ärgste in den Augen jener Kreise habe ich aber damit begangen, daß ich nicht schon dem alterältesten Menschen den Glauben an ein höchstes persönliches Wesen, das die Sittlichkeit des Menschen normiert, zugeschrieben habe, denn so verlangt es die katholische Glaubenslehre, die sich aber allein schon durch die Vorstellung eines persönlichen Gottes als heidnisch-hebräischen Ursprunges erweist. Daß die paläolithischen Funde über die Sittlichkeit nichts verraten und auch für Monotheismus keinen stichhaltigen Beweis bieten, daß man den Allgemeinbegriff Religion nicht mit dem engeren Hochreligion gleichsetzen darf und daß man selbst in rezenten Primitivkulturen moralische Verantwortlichkeit des Individuums aus triftigen Gründen nicht immer und ohne weiteres als religiös hinstellen kann, dies und anderes hat natürlich in den Augen meiner katholischen Kritiker kein Gewicht, denn für sie ist der Ausgangspunkt die Bibel.

Daß es der katholischen Ethnologie und Urgeschichtsforschung auch in anderen Dingen um Grundfragen der von der Bibel vorgeschriebenen Lebensauffassung geht, die historisch bekräftigt werden soll, beweist u. a. eine volkstümliche Schrift von W. Koppers, Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neueren Völkerkunde (München-Gladbach 1921), in der unter Heranziehen von Fundbeobachtungen die ersten Formen von Eigentum, Urfamilie und Urstaat sowie die Anfänge der von Religion und Sittlichkeit behandelt sind, vornehmlich unter polemischer Stellungnahme gegen den Marxismus.

Auch die Rassenfrage berührt die Kirche. Es ist allbekannt, daß sie die Rassenauffassung des Nationalsozialismus ablehnt, aber es ist sicherlich nicht allen bekannt, warum sie das tut. Ein Grund ist der, daß die Kirche ihrem Geiste und ihrer Verfassung gemäß keinerlei andere Unterschiede in der Wertigkeit der Menschen als die nach gut und schlecht anerkennt, oder wenigstens vorgibt, dies zu tun, während für nationalsozialistische Auffassung noch andere Wertkriterien, deren Grundlage die Rassenzugehörigkeit bildet, Geltung haben. Das Verhältnis der katholischen Kirche zu einem betonten Rassenstandpunkt ist schon vom Apostel Paulus (Gal. 3, 28) so ausgedrückt worden: „Da ist weder Jude noch Grieche, weder Sklave noch Freier, weder Mann noch Weib, denn ihr alle seid Eines in Christo Jesu", das Verhältnis zur nationalen Frage im Kollektgebet am Donnerstag der Osterwoche: „Gott, der Du die verschiedenen Völker in der Bekennung Deines Namens vereinigt hast, gib, daß die in der Quelle der Taufe Neugeborenen in einem Glauben des Sinnes und in einer Liebe der Tat vereinigt seien." Trotzdem kann eigentlich die Kirche Nationalismus nicht grundsätzlich ablehnen, denn sie lehrt, daß geordnete Liebe beim eigenen Ich beginnt, daß man den Nächsten lieben soll wie sich selbst, sie lehrt aber nicht, daß man ihn mehr lieben soll als sich selbst. Gott hat auch selbst bestimmte Völker zu seinen besonderen Werkzeugen auserkoren. Gott selbst hat also geschieden zwischen Völkern, die ihm besonders wohlgefällig waren, und den anderen, die er weniger zu bevorzugen gewünscht hat. Daß der Nationalsozialismus Individualismus, Sozialismus, Liberalismus bekämpft, anerkennt die katholische Kirche, allein sie lehnt es ab, eine andere Grundlage der Weltanschauung als die Philosophia perennis gelten zu lassen, weshalb sie dem scharfen Nationalbewußtsein des Nationalsozialismus und seiner Rassenauffassung als Irrlehre ebenso entgegentritt, wie sie die alleinige Societas perfecta in der Kirche Christi sieht, nicht im Volk oder Staat.

Ein anderer Grund, warum die katholische Kirche die Rassenauffassung des Nationalsozialismus bekämpft, ist folgender. Rasse begreift nicht nur Haar- und Hautfarbe und Körperbau in sich, sondern auch Seele und Geist. Wenn es der Kirche auch gleichgültig sein kann, daß die Forschung den körperlichen Ausdruck der Rasse Naturgesetzen unterworfen sein läßt, so lehnt sie es ab, den wichtigeren Teil der Rassenerscheinung, die Seele, als gleichfalls den Vererbungsgesetzen unterworfen gelten zu lassen. W. Schmidt, Rasse und Volk (München 1927; 2., völlig umgearbeitete Auflage Salzburg 1935), betont, daß die Seele „eine eigene selbständige Substanz ist, die ihrerseits nicht nur mit keinem Körper, sondern auch nicht mit einer Seele, auch nicht mit den Seelen der eigenen Eltern in irgendeinem erblichen Zusammenhang steht, sondern jedesmal, für jedes Individuum, neu von Gott geschaffen wird . . . Von diesem festen Standpunkt aus können wir also die Erblichkeit nur solcher geistiger Veranlagungen zugestehen, bei deren Aktivierung körperliche Veranlagungen irgendwie in Frage kommen, so daß es sich im Grunde also nur um Erblichkeit dieser körperlichen Veranlagungen handelt; die Erblichkeit rein geistiger Veranlagungen dagegen müssen wir rundweg ablehnen . . . Die Seele als solche hat keine Rasse, wie sie auch keine irdische Heimat hat."

Für derartige Probleme hat natürlich Philosophie und Vererbungskunde weitaus mehr Bedeutung als die Urgeschichte, aber doch wird von katholischer Seite die Wichtigkeit auch urgeschichtlicher Beiträge zur Rassenkunde nicht verkannt, weshalb in der auf S. 51 angezogenen Schrift eines Wiener Forschers ausdrücklich hervorgehoben ist, daß das Problem des Verhältnisses zwischen Körper und Seele von der Urgeschichte her Beleuchtung erfahren kann. Vor allem aber ist der Ursprung der Menschheit ein Kernproblem, weshalb ihm im katholischen Schrifttum breiter Raum gewidmet ist, wofür als ein Beispiel des Jesuiten E. Wasmann Buch: Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie (3. Aufl. 1906, Freiburg i. Br.), genannt sei, in dem viel vom Neandertaler die Rede ist. Der Beweis, daß der Mensch als homo novus, nicht als Nachfahre eines Tieres in die Welt getreten ist, obliegt nicht nur der Anthropologie und Biologie, sondern auch der Urgeschichte. Freilich darf man dabei nicht so argumentieren, wie es ein Wiener katholischer Forscher getan

hat, der in einem 1937 erschienenen Buche schrieb: „Die klare Absonderung der bisher ältesten Menschenfunde . . . gibt auch zu erkennen, daß der Mensch von Anfang an als ein fertiges, geistig und körperlich klar umschriebenes Produkt vor uns steht." Es geht nämlich methodisch nicht an, die bisher ältesten Menschenfunde ohne weiteres mit dem Anfang des Menschengeschlechtes zu identifizieren.

Vornehmlich mit Hilfe der kulturhistorischen Methode will die Ethnologie bei den ältesten Rassen weitgehende Gleichheit der seelischen Eigenschaften feststellen können. Auch das ist vom kirchlichen Standpunkte aus nicht nebensächlich, denn daraus wird eine Stütze für den monogenetischen Ursprung des Menschengeschlechtes abgeleitet. Nur dieser aber, nicht der polygenetische, entspricht der biblischen Offenbarung, die Frage der Menschwerdung hat daher nicht nur naturwissenschaftliche, sondern auch dogmatische Bedeutung und darum wird ganz besonders in einschlägigen Werken, die auf dem Boden des Katholizismus stehen (aber nicht ausschließlich in solchen, sondern aus leicht begreiflichen Gründen auch in Schriften antimaterialistischer, wenn auch nicht gerade katholischer Richtung), nicht verfehlt, auf moderne naturwissenschaftliche Auffassung hinzuweisen, wie es z. B. O. Karrer, Das Religiöse in der Menschheit und das Christentum (Freiburg i. Br. 1934), getan hat, indem er schrieb: „Auch in Konsequenz rein naturwissenschaftlichen Zu-Ende-Denkens, sagt E. Dacqué, ergibt sich, daß eine andere Vorstellung vom Kommen und Werden des Menschen gar nicht vorhanden oder wahrscheinlich überhaupt nicht möglich ist als die, welche uns als älteste und zugleich geschlossenste Lehre in allen Mythen und Religionen entgegentritt: daß der Mensch ein Eigenwesen, ein eigener Stamm ist, uranfänglich gewesen, was er sein und werden sollte, wenngleich mit mancherlei grundlegenden Veränderungen seiner Gestalt . . . Wir beginnen zu verstehen, daß im Anfang der Menschheitsgeschichte nicht das Tier oder der Affe, sondern das ganze Menschenwesen stand . . . Es ist eine jeder umfassenden Einsicht bare Konstruktion einer vergehenden Naturanschauung, den Menschen als erdgeschichtliches Spätwesen aus der niederen Tierform hervorgehen zu lassen . . . Wann und wie die Menschwerdung vor sich ging; durch unmittelbare Schöpfung oder aus den vom Schöpfer in die Natur gelegten, früher noch gebundenen Kräften — der Mensch war als solcher mit dem Zeitpunkte da, wo seine Seele zu geistiger Funktion entbunden war."

Die katholische Kirche führt einen dreifachen Kampf. Sie sucht ihre dogmatischen, in der Offenbarung begründeten, durch kirchliche Lehrsätze erläuterten und erweiterten Anschauungen gegen Ungläubige und gegen Zweifler im eigenen Lager durch Heranziehen der Wissenschaft zu erhärten, sie hat sich aber auch des Marxismus und des Nationalsozialismus zu erwehren. Ihr Kampf gegen den letzteren bezieht sich nicht nur auf Rassenfragen, sondern gilt auch dem Problem, welchen kulturellen Einfluß die Christianisierung auf die Germanen gehabt hat. Die kirchliche Auffassung tritt am deutlichsten in den Predigten des Münchener Kardinals Faulhaber in Erscheinung, der immer wieder betont, die Germanen hätten vor ihrem Bekanntwerden mit dem Christentum als kulturlose Wilde gelebt und das deutsche Mittelalter sei ohne Kirche überhaupt nicht denkbar. Wenn von höchster kirchlicher Stelle aus so gepredigt wird, dann ist es kein Wunder, daß auch die niedereren Eiferer das gleiche reden. Als Beispiel sei aus einem Aufsatze des Jesuiten Rud. Schütz in der Zeitschrift „Christi Reich" 1934, Heft 3 (herausgegeben vom Päpstlichen Werk der Glaubensverbreitung, Aachen, und dem Bonifatiusverein für höhere Schulen, Paderborn), der Satz wiedergegeben: „Was das alte germanische Heidentum angeht, so springt für jeden objektiven Beurteiler die Tatsache in die Augen, daß die von ihm hervorgebrachten Kulturwerte gar nicht zu vergleichen sind mit denen, die etwa das indische, das ägyptische, das griechische und römische Heidentum hervorgebracht haben. Ebenso fest steht aber die Tatsache, daß der germanische Geist ganz außerordentlich herrliche Kunst- und Kulturwerte geschaffen hat. Diese fallen jedoch erst in die Zeit, nachdem das Christentum den germanischen Geist befruchtet und ihm kunstwerteschaffenden Antrieb gegeben hatte." Daß die Germanen vor der Christianisierung in finsterstem Aberglauben befangen gewesen seien, z. B. in ständiger Angst vor dem Werwolf und vor Dämonen aller Art, ist eine Lehre, die besonders von der katholischen Volkskunde vorgetrieben wird.

Mit bewußter Herabsetzung altgermanischer Kulturhöhe geht das kirchliche Bestreben Hand in Hand, das alte Ex Oriente lux keine Einbuße erleiden zu lassen; hier treffen sich Katholizismus und klassische Archäologie wilhelminischer Richtung. Es ist schwerlich ein Zufall, daß kirchliche und betont katholische Wissenschaftskreise neuerdings wieder besonders kräftig für die asiatische Urheimat der Indogermanen eintreten, wofür z. B. der 1936 von W. Koppers in Salz-

burg herausgegebene dicke Sammelband „Die Indogermanen- und Germanenfrage" Beweis ist.

Kein Zufall ist ferner, daß die Zahl der katholischen Geistlichen, die sich mit Urgeschichte und Ethnographie abgeben, in ständigem Wachsen begriffen ist. Vor allem auf dem Gebiete der Altsteinzeitforschung, also einem Gebiete, das zu den Anfängen der Menschheit hinabreicht, betätigen sich seit je katholische Geistliche besonders eifrig; bezeichnend ist z. B., daß von den 17 Autoren, die der Jesuit R. Köppel in seinem Aufsatze „Urgeschichte des Menschen" (Natuurhistorisch Maandsblad, Maastricht, 1930, S. 36) als seine Quellen nennt, nicht weniger als 9 katholische Geistliche sind; die katholische Kirche trachtet, sich ihre eigene Vorgeschichtsschule zu schaffen.

*

Wie man aus all den früher vorgebrachten Beispielen, deren Zahl sich noch reichlich vermehren ließe, ersieht, wollen Politik, Weltanschauung, religiöser Glaube auch aus der Vorgeschichte ihren Gewinn haben, wollen aus ihr Begründung und Stützung ableiten. Dadurch allein schon erweist sich diese Wissenschaft, wenn auch ganz gewiß nicht als die allein seligmachende, so doch als eine, deren Wert weit über die Gelehrtenstube hinaus ins pulsierende Leben reicht. Das kann sie stolz machen und sollte ihr Kraft geben, immer höheren Zielen zuzustreben. Für den Vorgeschichtsforscher, der solchen Rufen von außen her Gehör zu geben geneigt ist, kann das ein Mittel sein, nicht nur seine wissenschaftliche Fähigkeit, sondern auch seine ethische Qualität zu erweisen, weil dann die Verlockung, zuungunsten der wissenschaftlichen Unvoreingenommenheit und Exaktheit Zugeständnisse zu machen, größer wird.

Gibt es aber überhaupt Wissenschaft abseits von Weltanschauung? Lassen sich Wissenschaft und Leben vereinen? Und wenn die Wissenschaft dem Leben dient, kann sie dann angesichts der nach Wesen und Ziel oft so verschiedenen Richtungen des Lebens allgemeingültige Wahrheiten erringen?

Zur ersten Frage ist zu sagen, daß es eine Wissenschaft abseits vom Leben nicht gibt; denn jeder Wissenschafter hat einen Lebensglauben, der in der Reflexion zum Bewußtsein kommt; gedankliche Deutungen, unter die man den sinnvollen Lebensvollzug und die Wissenschaft, die ja doch nur für diesen da ist, stellt, sind unvermeidlich, weil alle Wissenschaft dem Ausgangspunkte nach nun einmal das Werk von Menschen ist, die in einer bestimmten Kultur verwurzelt sind.

Die zweite Frage betrifft einen alten Kampf; Eduard Spranger hat ihn in einem im März 1936 an der Deutschen Universität in Prag gehaltenen Vortrag über das Schicksal der Wissenschaft tiefgründig beleuchtet. Es hat eine Zeit gegeben, der die Findung der Wahrheit leicht erscheinen mochte, weil damals Wissen und Glaube in eins verflossen; das war die Zeit Platons. Vom Mittelalter an sehen wir, innerhalb der katholischen Kirche, das dauernde Ringen, Wissenschaft und Glaube in Einklang zu bringen. Die Zeit der Aufklärung drängte die Wissenschaft vom Glauben ab und gelangte zu der positivistischen Formel: savoir pour prévoir, prévoir pour prévenir; die Wissenschaft sollte das Ziel des Lebens erreichen helfen, das nach positivistischer Anschauung die Macht ist, also Wissenschaft im Dienste der Machtziele: Wissen ist Macht, ja, wer die Macht hat, habe die Wahrheit und nur diese Ideologie sei die eigentliche Wahrheit.

Der Gegensatz zwischen Ideologie und Wissenschaft setzte mit ganzer Schärfe durch die marxistische Betonung der sozialen Bindung der Wissenschaft ein, die Soziologie wurde zur primären Wissenschaft, der Wahrheitsbegriff funktionalisiert. Nach marxistischer Auffassung gibt es zwei Wissenschaften, die bürgerliche und die proletarische, die letztere sei wahr, die erstere bloß Ideologie.

In der Gegenwart gibt es eine Richtung, die behauptet, es komme überhaupt nicht auf Wissenschaft an, sondern auf Willensschaft, der herrschende Wille habe vorzuschreiben, was Wissenschaft ist. Diese Richtung beruft sich auf Nietzsche, eine Berufung, die nach Spranger aber zu Unrecht besteht.

Immer ist es also die Macht, die die Entscheidung über die Wege der Wahrheitsfindung beansprucht. Gibt es dann nur machtgemäße, nicht allgemeingültige Wahrheiten? Diese Frage sei hier nur für die Vorgeschichtswissenschaft aufgeworfen. Es gibt natürlich in der Vorgeschichte allgemeingültige Wahrheiten, aber nur solche niederer Ordnung, der Tatsachen. Eine solche ist beispielsweise, daß der Mensch in einem bestimmten Abschnitte vorgeschichtlicher Zeit in einer bestimmten Wirtschaftsform gelebt, bestimmte Werkzeuge hergestellt, seine Toten in einer bestimmten Art bestattet hat usw. Das, was die arteigenen Quellen dieser Wissenschaft primär zu erkennen geben,

ist allgemeingültige Wahrheit. Was der Wissenschafter aber aus ihnen für das höchste Problem, das nach Sinn und Wert der Dinge und des Geschehens, herausliest, ist, weil philosophischer Art, nur mehr relative Wahrheit, kann gar nichts anderes sein, weil es auch in diesen Belangen verschiedene Bezugssysteme gibt.

Damit soll aber keineswegs jener nüchternen Richtung in der Vorgeschichte das Wort geredet werden, die da glaubt, die Wissenschaft sei mit dem Aufdecken der Primärquellen und deren Auswertung nach den Gesichtspunkten der Systematik erschöpft. Auch die Vorgeschichte hat sich, will sie lebendige Werte schaffen, höheren Aufgaben zu unterwerfen, selbst wenn deren Lösung nur relativen Wert hat. Dennoch wird bei allen Abweichungen im ersten Ansatzpunkte die Richtung auf eine ewige Wahrheit ein unabweisbares Postulat bleiben: aus der Zusammenarbeit ernster und einsichtsvoller Forscher müssen wir dem letzten Ziele allgemeingültiger Wahrheit in gegenseitigem Geben und Nehmen immer näher kommen. Es gibt allerdings keine objektive Wahrheit, noch weniger eine absolute für uns Menschen, wohl aber ist uns aufgegeben, die normgemäße Wahrheit als letztes Richtziel zu suchen.